

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 37 (1959-1960)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



27. JAN. 1960

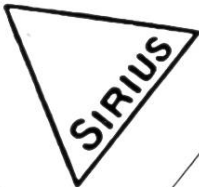
7

Zürcher Student





Matt und satiniert
Gekörnt für Aquarell



satiniert



matt

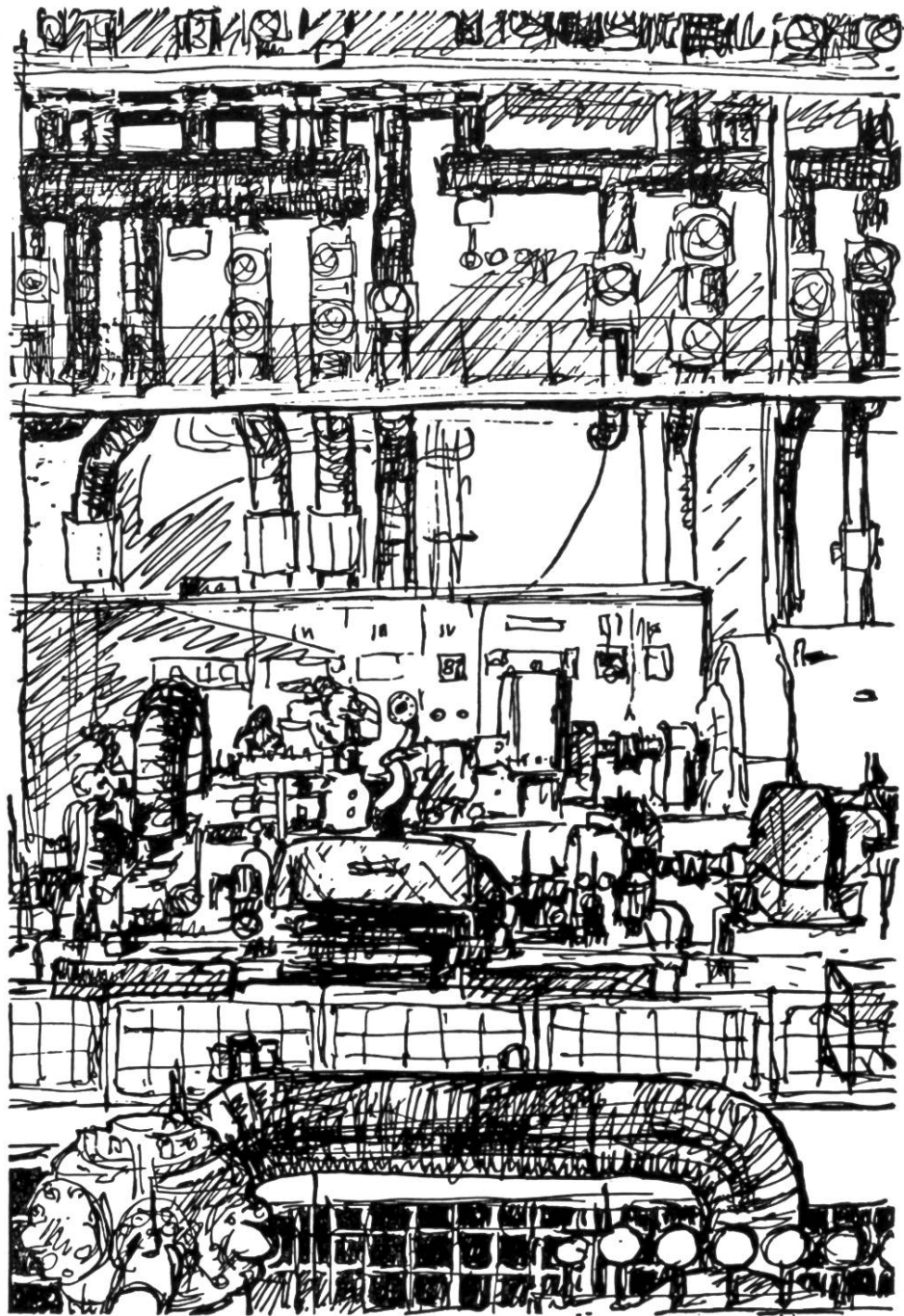
3 Zeichenpapiere, seit Jahren erprobt und
ausländischen Fabrikaten mindestens eben-
bürtig. Verlangen Sie bitte diese Qualitäts-
papiere bei Ihrem Papeteristen.

SIHL

ZÜRCHER PAPIERFABRIK AN DER SIHL ZÜRICH, TEL. (051) 23 27 35

C I B A

Irene Zurkinden, Chemisch-pharmazeutisches Labor



Heute gibt es kaum mehr einen Gegenstand des täglichen Gebrauchs, der seinen Ursprung nicht ganz oder teilweise der Chemie verdankt, und so spielt die chemische Industrie eine immer bedeutendere Rolle im modernen wirtschaftlichen Leben. Selbst die Mode kann ihrer nicht mehr entraten: synthetische Fasern befruchten ihr Wirken auf immer nachhaltigere Weise. Und wenn sie mit unerschöpflicher Phantasie zu jeder Jahreszeit neue Farbenwunder hervorzaubert, so dankt sie auch dies der Chemie. Unter den Händen der Modeschöpfer wandeln sich mit Farbstoffen und Chemikalien der CIBA veredelte Textilien zu den Gebilden, die das Auge des Menschen stets aufs neue entzücken.



Wir brauen das gute, würzige

ZÜRCHER BIER

BRAUEREI A. HÜRLIMANN A/G ZÜRICH

LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH

BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

KLEINE

No. 9

MIGROS

ZEITUNG

1959 — Ueber 200 Millionen

Die Genossenschaft Migros Zürich erzielte im Jahr 1959 einen Totalumsatz von **201 Millionen Franken**. Keine Selbstverständlichkeit, wenn man bedenkt, dass gerade diese Genossenschaft anfangs 1959 einen gewaltigen Aderlass durch Gebietsabtretungen an die neuen Genossenschaften Winterthur und Glarus über sich ergehen lassen musste. Diese Abtretungen kosteten die Genossenschaft Zürich immerhin ca. 13 Millionen Franken oder 7% des Vorjahresumsatzes. Im Jahr 1958 betrug der Umsatz der Migros Zürich rund 192 Millionen, also wurde nicht nur der eingetretene Umsatzverlust durch die Gebietsabtretungen wettgemacht, es gelang sogar, im verbleibenden Wirtschaftsgebiet noch eine wesentliche Umsatzsteigerung zu erzielen. Daran hat bestimmt unter anderem der **Frequenzausgleich** - der viel diskutierte Versuch mit dem Gratistag - beigetragen.

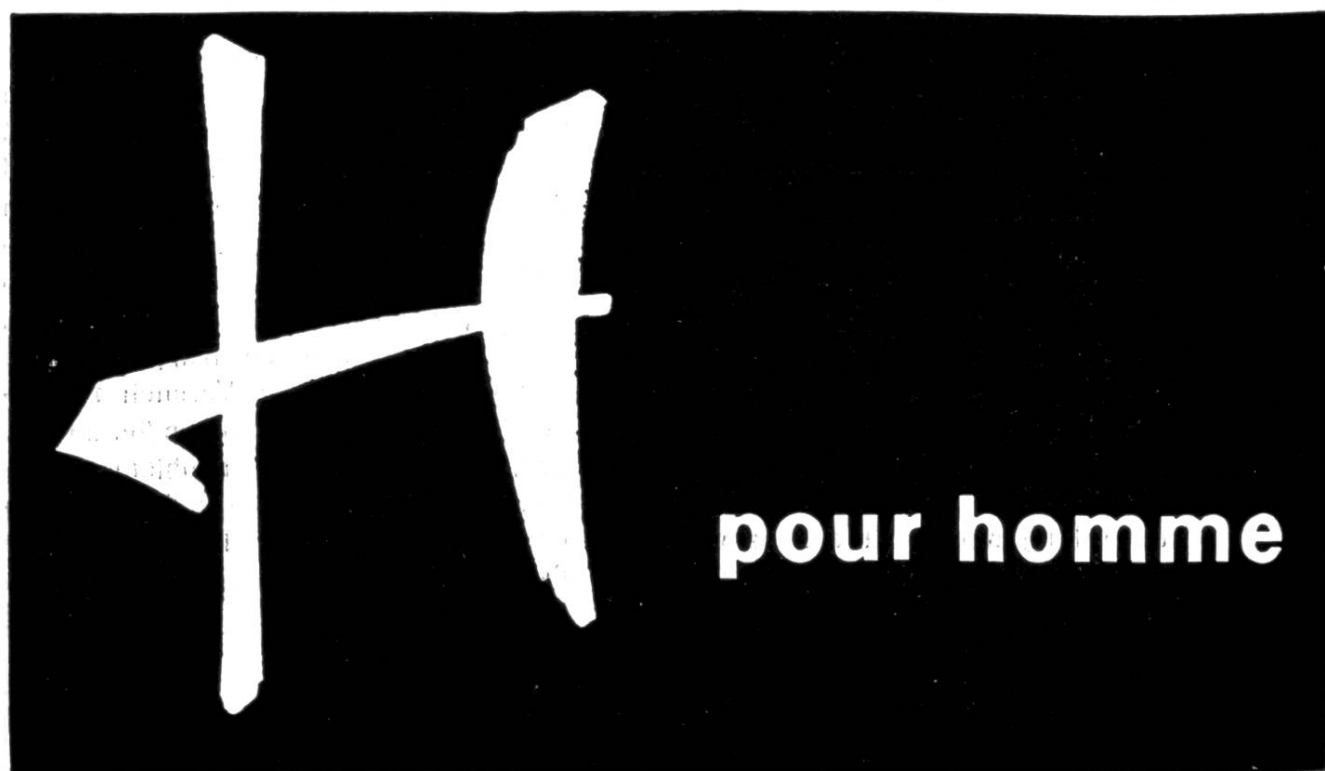
Der Anfang dieses Versuches war allerdings nicht sehr erfolgversprechend. Die Hausfrauen liessen sich nämlich

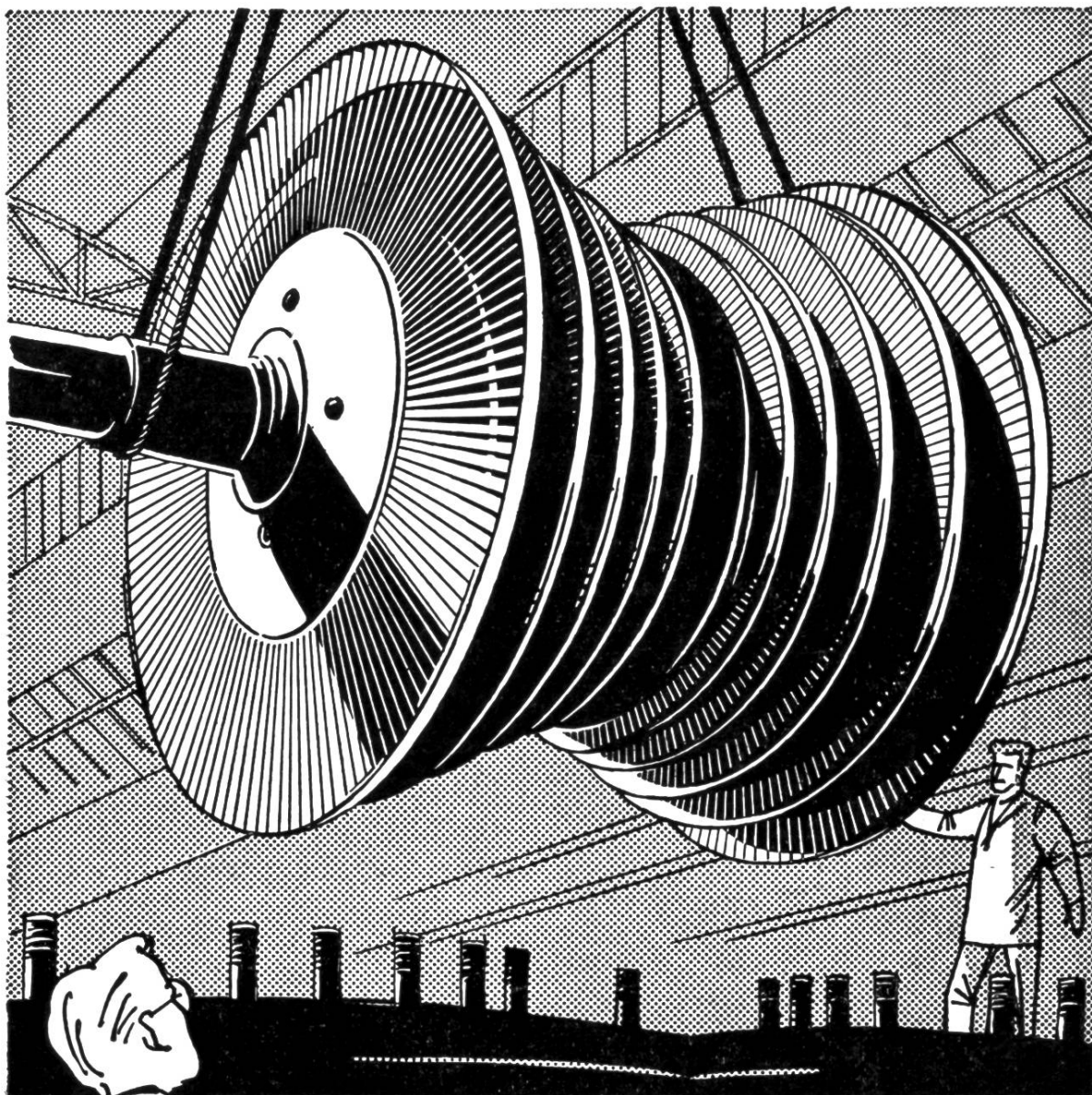
trotz Gratistag nicht auf einen Schlag von Ihren Einkaufsgewohnheiten abbringen und «posteten» weiterhin hauptsächlich gegen das Wochenende, an Freitag/Samstag. Man wollte schon von einem Misserfolg sprechen, als sich die Sachlage ganz plötzlich änderte. Die Kunden hatten auf einmal die Vorteile nicht nur der Gratistage, sondern auch eines regelmässigen, auf die ganze Woche verteilten Einkaufes erkannt. Die merkliche Verlagerung des Umsatzes von Freitag/Samstag auf die übrigen vier Wochentage brachte eine gleichmässige Ausnützung der Migros-Verkaufsräume und eine gleichbleibende Beschäftigung des Personals. Die Stosszeiten im Lager- und Verpackungsbetrieb über das Wochenende gehören der Vergangenheit an; dank dem Frequenzausgleich konnte die Belieferung der Filialen ausgeglichener erfolgen. Alle diese Faktoren halfen mit, bedeutende Spesen einzusparen. Selbstverständlich macht dieser Betrag noch nicht die ausbezahlte Summe der Gratistage aus, doch wenn dadurch ein konstanter Frequenzausgleich erzielt werden kann, so bringt uns dies einen Schritt näher an die wirtschaftliche Maxime, **Investitionen voll auszunützen.**

Der Frequenzausgleich brachte aber auch einen Mehrumsatz. Zum hohen Umsatz von Freitag/Samstag kommt jetzt noch ein höherer Umsatz während der vier ersten Wochentage. Mit dem Frequenzausgleich hat man zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen: **Mehrumsatz, weniger anteilmässige Spesen.** Noch ist es aber zu früh, definitive Schlüsse aus diesem Versuch zu ziehen; das Jahr 1960 wird endgültig zeigen, ob das weltweite Problem gleichmässiger Frequenzen auf diese Weise gelöst werden kann. Die Ergebnisse des Jahres 1959 stimmen uns optimistisch!



**Sämtliche
Toiletten-Artikel
für den
Mann der Tat**





Der Grossmaschinenbau

bringt besonders interessante Aufgaben, deren Lösung ungewöhnliche Anforderungen stellt. Die von Escher Wyss gelieferten Maschinen und Anlagen gehörten von jeher zu den grössten Einheiten ihrer Zeit und trugen dank hohem Wirkungsgrad, Betriebssicherheit und langer Lebensdauer viel dazu bei, den Ruf unseres Unternehmens in aller Welt zu festigen. Die Mitarbeit am Bau solcher Wasser- oder Dampfturbinen, Pumpen, Kompressoren und Eindampfanlagen grosser Leistung verschafft dem jungen Ingenieur Befriedigung und vielseitige Erfahrung.

ESCHER WYSS



Bekannt für *besonders gut*

Zürich Strehlgasse 4 + Bahnhofstr. 82



**Willkommene
Abwechslung**

finden Cigarretten-
raucher beim Genuss
des neuzeitlichen
OPALIN-Cigarillos,
einer leichten Cigarre
im eleganten
Kleinformat.

10 Cigarillos Fr. 1.—



Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak, Universitätstr. 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Die feine Patisserie im

Café
Berner
am Steinwiesplatz



Waffen - Glaser

Zürich Löwenstrasse 42

Gr. Spezialgeschäft Tel. 23 58 25



**Hohen
Rabatt**

erhalten Studierende in der

SONNEGG - DROGUERIE

SONNEGGSTRASSE 27, ZÜRICH 6

Nähe Hochschulen

Grosse Auswahl in Toilette-
und Parfumerie-Artikeln

INGES

TELEVISION

Grammo

Tonbandgeräte

**R
A
D
I
O**

**Das Fachgeschäft
mit den Tiefpreisen**

15% Studentenrabatt

Zuverlässiger Service - Seriöse Garantie

Bequeme Teilzahlungsbedingungen

G. R. Schindler, dipl. Ingenieur, Sonneggstrasse 28
Zürich 6, Tel (051) 47 31 11 bei der ETH

Zürich
Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propä-
deutikum für Mediziner

Beginn: anfangs Februar und
anfangs August

Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfinnenschule

Für Ihren Kugelschreiber



mit neuartigem Kugelsitz und
längerer Lebensdauer.
Schreibt schnell, sparsam, gleich-
mässig und sauber
von Anfang bis Ende.

In Fachgeschäften
zum Preis von Fr. 1.— erhältlich.

PARISIENNES
SUPERFILTRE

Die mildeste
Zigarette
des Jahres

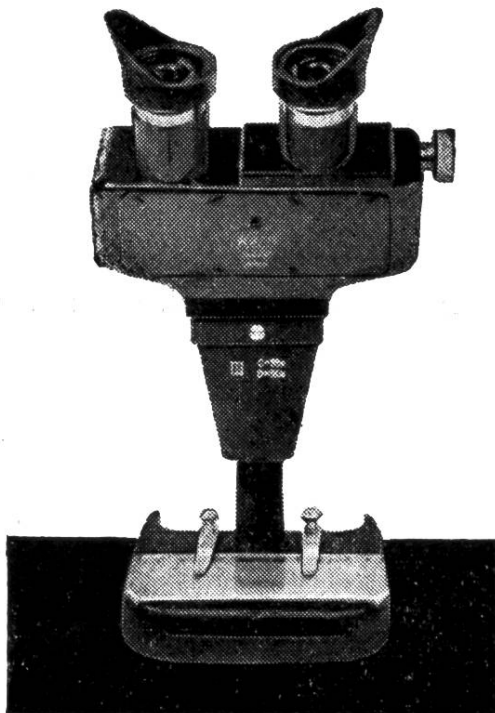


Der Buchhändler

stellt Ihnen seine
Erfahrung zur Verfügung
und bedient
Sie zuverlässig

10% Rabatt
für Studenten mit Legi

Kern-Prismenlupe



das vielseitige Instrument für Ihre Arbeiten im Labor

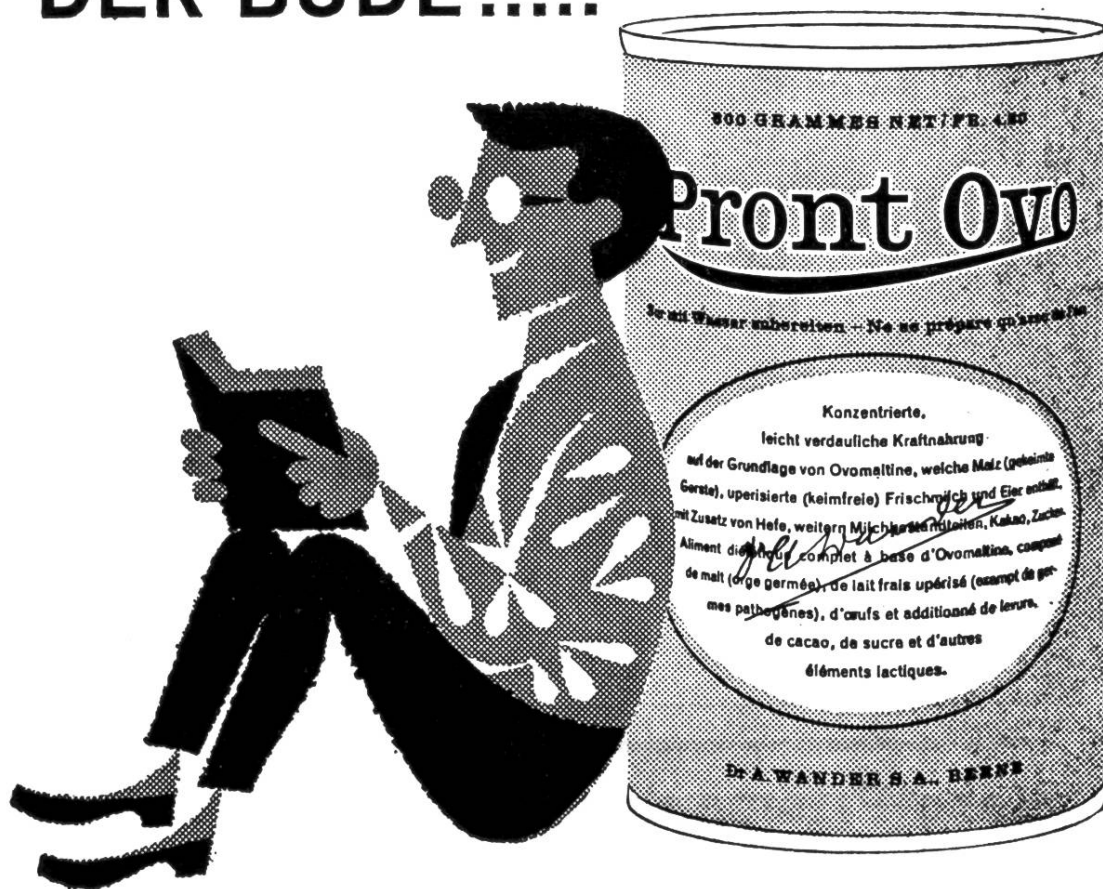
Aufrechtes, seitenrichtiges, stereoskopisches Bild. Grosser Abstand zwischen Objekt und Objektiv. Auswechselbare Objektive mit 7- bis 100facher Vergrösserung. Strichplatten für die Verwendung als Messmikroskop.

Niedriger Anschaffungspreis für die Grundausrüstung, die sich entsprechend den Bedürfnissen jederzeit erweitern lässt.

Kern & Co. AG, Aarau



AUF DER BUDE



rasch eine stärkende Erfrischung
zuzubereiten, ist heute kein Problem
mehr:

PRONT OVO

+ WASSER (kalt oder warm)

ergibt in wenigen Sekunden ein be-
kömmliches Getränk, sei es zum
Frühstück, beim „Schanzen“ oder
als beruhigender Schlummertrunk.

Dr. A. Wander A.G. Bern

Januar 1960
Achtmal jährlich
37. Jahrgang

Das letzte Ufer

L. F. Es geht mir in diesem Artikel nicht so sehr um ein künstlerisches Werturteil über einen Film, als vielmehr darum, über die Probleme, die ein solcher Film, willentlich oder unwillentlich aufwerfen kann, nachzudenken. Dass jedem Film ein gewisses Quantum an künstlerischem Wert zukommt, wird keiner bezweifeln, und dass in diesem Film das künstlerische Moment insbesondere bevorzugt wurde, kann man wohl auch mit Recht behaupten, doch darüber ein geltendes Urteil zu fällen, liegt über meiner Kraft, und ein Versuch dies zu tun käme eher einer Verzweiflung an meiner Unkenntnis gleich.

Dass es Stanley Kramer bei der Inszenierung dieses Filmes nur um Kunst um der Kunst willen ging, ist unwahrscheinlich, und man darf wohl auch hinzufügen, ohne weit neben das Ziel zu treffen, dass heutzutage kaum eine Beschäftigung, sei sie nun künstlerischer oder anderer Natur, um ihrer selbst willen geschehen wird. Es ist dies ein etwas hartes Urteil, von einem äussersten Pessimismus geprägt, aber bei den zielbewussten Strömungen — geistige und materielle Bewegungen sind hier unglücklicherweise glücklich vereint — die den Charakter unserer Zeit formen, dürfte jeder ideologische Optimismus fehl am Platze sein.

Nun zu den Problemen, die unser Film aufwirft. Man könnte vorerst von einem psychologischen Problem sprechen, das meines Erach-

tens im Film sehr schlecht gelöst ist. Es geht Kramer scheinbar darum, die Lage der Menschheit nach bzw. während eines Atomkrieges darzustellen; die Reaktion der Menschen zu zeigen, die mit dem Atomtod auf Freundschaftsfüssen stehen. Es handelt sich also um die Darstellung der Veräusserlichung eines Seelenzustandes, oder einer Folge von Seelenzuständen, wie sie die Todesangst im Menschen erzeugen kann. Damit nun eine Lage, wie sie ein Atomkrieg herbeiführen kann, möglichst wirksam und ergreifend dargestellt sei, müssen die Gegensätze in der Folge der dargestellten Seelenzustände möglichst gross sein, das heisst möglichst wahr sein, denn in Wirklichkeit wäre beispielsweise der Unterschied zwischen einem Anfangs- und einem Endstadium, im Rahmen eines Atomkrieges von unvorstellbarem Ausmasse. Das hat Kramer vergessen und man kann es ihm vielleicht nicht einmal so übel nehmen, da ein Filmunternehmer sicherlich andere Sorgen hat, als sich mit psychologischen Fragen auseinanderzusetzen; aber wollte er es nicht eben tun? Was Kramer dargestellt hat, ist das Endstadium, und nur das Endstadium, der allerletzte Ausläufer einer seelischen Tragödie. Der Mensch hat sich in unserem Film mit seinem schrecklichen Schicksal schon abgefunden, der seelische Kampf ist schon vorbei und der Mensch ergibt sich den Mächten, die eine Folge seines eigensten Wahnsinns sind. Wo bleibt die ganze Tragödie, die Todesangst, das überstürzte Leben, das diese zur Folge hat, das rastlose Suchen eines letzten Ausweges — nichts von alledem; hin und wieder ist etwas angetönt, doch eher aus Zufall als aus Absicht.

Die Wirkung bleibt aus; was man erreichen wollte ist nicht erreicht oder nur in sehr kleinem Masse, und ich muss sagen zum Glück, denn sonst gäbe es noch mehr Schlauköpfe, die der feinen Propaganda, die in diesen Film meisterhaft eingeflochten wurde, zum Opfer fallen würden.

Damit gelangen wir zu einem weiteren Problem, das dieser Film aufgreift. Er stellt die Existenzfrage, wie kämpfen wir in unserer Zeit am besten um unser Leben? Ja, um Leben und Tod einer ganzen elenden Menschheit geht es in diesem Film. Wie kann die Menschheit den Strom ihrer eigenen Zeit aufhalten und in eine andere Bahn leiten? Abrüstung wird der schlaue Westler schreien, der kaum mehr schritthalten kann mit seiner eigenen Degeneration. Vielleicht freut er sich sogar über das Lächeln eines undurchsichtigen Mongolen, das er für den sympathischen Ausdruck seiner Freude über die glänzende Idee hält. So weit scheinen wir zu sein, nein wir sind es, und vielleicht werden wir noch eine glückliche Versöhnung im Rachen eines hungrigen Löwen feiern. Man möchte doch gleich mit Vizepräsident Nixon auf das Wohl unserer westlichen Welt anstossen, wenn er einen Film lobpreist, der ihm aus den eigenen Schlachtreihen die mutigsten Leute geschickt entwendet. Ja eine Atomabrüstung ist es, auf die wir alle warten und die unsere östlichen Brüder sehnlichst erwünschen. Sie sind dazu von Nächstenliebe

so stark bewegt, dass sie es nur für ihren geliebten Nachbar wünschen, um dann den lang erhofften Frieden mit einem blutigen Freudentrunk zu besiegeln.

Ihr habt noch Zeit Brüder, ja ihr habt sie noch, um die rettende Hand zu ergreifen, die euch liebenswürdig mit dem friedensdürstigen Nachbar Chruschtschew versöhnen will. Warum ergreift ihr sie nicht?, rüstet doch ab, damit werdet ihr ihm die grösste Freude bereiten, und er wird euch nachher seine etwas grobe aber liebenswürdige Hand zum ewigen Frieden reichen, aber passt auf, vielleicht ist diese Hand doch etwas zu grob für zarte Weissshäute.

Ich wünsche viel Glück — euch Narren!

«Nous voulons, nous aurons l'au-delà de nos jours»

E merito del film «L'ultima spiaggia» l'aver affrontato un tema di tragica attualità: la sciagurata possibilità di una nuova guerra con la conseguente inevitabile totale distruzione del genere umano. Per questo, e solo per questo il film di Kramer é per me positivo, in quanto dunque si inserisce in quella lotta per la pace che ritengo essere il dovere fondamentale di ogni uomo e tanto più di chi può, con la sua attività, influire sulle decisioni degli altri. In fondo nulla é cambiato: sempre si é trattato di pace e di impegno per la pace. Ma oggi la terribile presenza delle armi nucleari dà un'altra dimensione a questa necessità. Oggi tutti si possono rendere conto che non c'é altra possibilità per le nazioni di risolvere i loro dissidi all'infuori della pacifica discussione, del negoziato; che alla vecchia politica se ne debba sostituire finalmente una nuova che abbia per principio «die Möglichkeit des redlichen Miteinander, der Vernunft und den kommenden Frieden», come disse il Prof. Moser quest'estate al Congresso di Alpbach. Non c'é più posto per la violenza: é questo un fatto veramente nuovo, un fatto rivoluzionario. La pace (che sostenuta moralisticamente ha poi sempre ceduto agli interessi economici e politici, causa ultima delle guerre) trova oggi in una situazione di fatto la sua grande e definitiva possibilità. E già il mondo si muove in questa direzione. Penso che chi crede nell'uomo e nelle meravigliose possibilità del suo avvenire può e deve contribuire allo sviluppo di questo processo. E lo scienziato, sconvolto dalla drammatica situazione in cui si é venuto a trovare di fronte alla società, non può che far suo questo impegno d'«aider les autres hommes à tracer ces sentiers qui réuniront les villages, à forger

les liens d'une véritable communauté humaine» (Oppenheimer, 1955). È per me la sola possibilità che egli ha di restar fedele alla sua funzione sociale.

Perché non credo all'innocenza dell'uomo di scienza di fronte al cattivo impiego delle sue scoperte, dei suoi studi. Sono al contrario per la sua totale responsabilità. Penso che la ricerca scientifica, come ogni impresa umana, impegna l'uomo nella sua totalità di individuo e di essere sociale. Insomma, per me Alfred Nobel che scopre la dinamite è responsabile della sua scoperta, totalmente. Ma non vorrei essere frainteso non intendo affatto accusare lo scienziato per la sua scoperta, anzi: a volte purtroppo, e da più parti, succede proprio che si attacchi direttamente la scienza, che la si accusi di amoralità, di inumanità. Mentre è chiaro, invece, che la scienza è una delle manifestazioni più alte dell'uomo ed è la nostra unica possibilità di possedere la natura, di farne strumento di un vero mondo umano, un mondo della libertà. Semmai mi sembra che l'accusa sia da portare sugli uomini che delle conoscenze scientifiche fanno un uso delittuoso o che lo lasciano fare. Il voler limitare o addirittura negare l'attività scientifica, e la libertà che vi si realizza, è semplicemente inumano, nel senso profondo del termine. «Non seulement il serait fou de vouloir de nouveau enchaîner Prométhée, mais il nous faut, au contraire, appliquer l'esprit scientifique pour trouver des solutions aux difficiles problèmes de notre existence présente» (Frédéric Joliot, conferenza del 1946 all'Unesco).

Il pensiero scientifico, per essenza antidogmatico, aperto, dialetticamente concreto, ha un'importanza decisiva in una vera cultura moderna: è per il progresso, nel senso totale della parola. L'attività scientifica è «élan vital» (G. Bachelard) verso la conoscenza concreta, conoscenza tutta umana nella sua precarietà, sempre rivedibile, ampliabile, integrabile in una nuova situazione comprensiva, conoscenza operativa e proprio per questo unitaria, «comprensibile» a tutti, di tutti: una verità che si costruisce giorno per giorno, fragile e incrollabile nel contempo, una verità profondamente umana. Se il nostro mondo tecnicizzato può apparire, essere «esistito» come inumano è perché c'è una spaccatura all'interno della società, parallelamente alla scissione del singolo. L'uomo non si riconosce più in un mondo che pure ha creato alla sua misura, come realizzazione del suo essere nel mondo, perché ha perduto il nesso organico che lo lega alla società e al mondo, esiste fuori della propria intenzionalità. E compito della filosofia, intesa in un senso molto largo, di «promuovere le condizioni di una reintegrazione umana della tecnica» (P. Chioldi). Nel singolo il ristabilimento del legame è disperato, come l'autenticità esistenziale, che gli è contemporanea e coesistenziale, al limite. A volte realizzare un senso della vita può essere tragicamente difficile.

«C'est un monde dans lequel chacun de nous, connaissant ses limites — le danger d'être superficiel et la tentation d'être las —,

doit s'accrocher à ce qui l'entoure, à ce qu'il sait, à ce qu'il peut faire, à ses amis, à son amour, sous peine de se perdre dans la confusion universelle, de ne plus rien connaître, de ne plus rien aimer» (Oppenheimer, alloc. pronunciata all'Univ. Columbia, 1955). Ma allora, quando attraverso la disperazione si impara ad amare, in tutto il senso della parola, allora si sa che il nostro è pure un mondo in cui bisogna credere, perché noi siamo il nostro avvenire e stà a noi, perché è possibile, perché vogliamo che sia possibile, costruire le cose più belle, la pace, la giustizia, la libertà. La scienza, la tecnica ricondotta al suo atteggiamento fondamentale è atto di libertà per il superamento della nostra primitiva condizione di indigenza. La scienza è per la libertà. «Così invece di attardarsi in sterili diagnosi sui mali della tecnica, e in ancora più sterile sogni di ritorni impossibili, l'uomo farà bene a riconoscere, accettare e realizzare fino in fondo l'atteggiamento fondamentale che è alla base della tecnica. In tal modo la tecnica stessa sarà ricondotta alla sua natura, si realizzerà in conformità della sua logica interna e ritroverà nel suo seno, come esigenze autoctone, i valori fondamentali dell'uomo. (N. Abbagnano in *Filosofia, religione, scienza*).

Ma allora viene in evidenza, in particolare, tutta la responsabilità dello scienziato, del tecnico, del singolo: se rifiutiamo la condanna globale della scienza e della tecnica e anzi ne facciamo strumenti di un mondo in cui crediamo, noi rendiamo il singolo responsabile dei tradimenti a questa fedeltà. Lo scienziato diventa assolutamente responsabile del significato che la sua scoperta assume nella concreta realtà della società umana, in quanto presente e perciò anche come possibilità d'avvenire. Responsabile quindi, in particolare, se della sua scoperta altri uomini fanno strumento di distruzione e di barbarie.

Ogni ricerca, ogni più piccola scoperta è un fatto di enorme importanza se visto nella prospettiva storica del progresso dell'uomo. E la presa di posizione, poniamo del fisico nucleare di fronte a un risultato perimentale che egli sa poter avere conseguenze pratiche, ad esempio essere utilizzato per la produzione di energia a scopi pacifici oppure bellici, lo impegna totalmente come uomo di fronte agli altri uomini. Ed è chiaro che non posso condividere la posizione di Jaspers quando, a proposito del manifesto di Göttingen in cui 18 fisici tedeschi oppongono il loro rifiuto alla costruzione di bombe atomiche, denuncia nel rifiuto un'ambiguità che deriverebbe dal loro parlare nel contempo come scienziati e come cittadini, il che richiederebbe due piani diversi di competenza. Per me lo scienziato impegnato in una ricerca, e proprio attraverso questa, si esprime totalmente come uomo di fronte agli altri uomini: nel caso richiamato poco sopra il suo rifiuto o la sua accettazione (sia pure, per quanto lo riguarda individualmente, motivato unicamente dal suo amore per la pura ricerca scientifica) lo fa responsabile nella sua realtà sintetica di uomo, sia dunque come scienziato che come cittadino. Una

angosciata, quotidiana responsabilità alla quale egli non può assolutamente sfuggire: quella appunto che è la sua condizione di uomo tra gli uomini, costretto a decidere, solo e senza riferimenti, del proprio e del loro avvenire.

Se si accetta questo, però, una possibilità si mostra subito come unica autentica: l'impegno, l'«engagement», l'assunzione della situazione in tutte le sue contraddizioni; l'accettare di scegliere in essa, compromettendosi interamente.

Ed è tutt'altro che una facile salvezza. E il tormento di tanti scienziati che ne hanno avuto coscienza, può esserne una prova. Ma è appunto l'unica (e la parola salvezza è da prendere sollamente nel senso del riscatto nel mondo dell'uomo). Questo impegno positivo, che è la condizione di autenticità dell'intellettuale e dell'uomo di scienza cosciente del significato sociale e morale della sua attività, non può oggi, che comprendere anche la lotta per l'abolizione delle armi nucleari, perché nel mondo si creino tutte le condizioni per la loro abolizione. (E le prese di posizione di A. Einstein, R. Oppenheimer, B. Russel, L. Pauling ecc. sono significative al riguardo). Bisogna che quella nuova maniera di veder le cose di cui parla Einstein abbia finalmente ragione delle vecchie e temibili abitudini mentali («Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweise... Wir brauchen eine wesentlich neue Denkensart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll»: lettera del 1950 agli scienziati italiani). Molte cose sono successe da 1950 a oggi e un'intesa si va profilando sempre più come possibile.

La salvezza della scienza e della cultura, della loro libera possibilità, la salvezza della libertà, dell'uomo e dei suoi valori coincidono con la pace. E la giustizia, la pace sono cose di uomini, e perché vivano bisogna prima di tutto che essi vi credano, con tutte le loro forze.

Su questo si potrebbe discutere più a lungo e anche più concretamente: ma non credo sia questa la sede più opportuna. In fondo queste righe non hanno altro senso che di sottolineare l'importanza decisiva di un problema che ci riguarda, noi tutti.

Sergio Albeverio

Andere Länder, andere Requisiten

Laterna magica

Materna tragica

Perpetuum mobilium

Oleum petroleum. hdh.

Wer ist schuld ?

Der Krieg als Mittel der Expansion, der Eroberung neuer Lebensräume und -möglichkeiten, ist sicherlich keine Erfindung des homo sapiens. Auch seine Ausdrucksformen, die möglichste Schädigung oder Vernichtung des Gegners, in materieller wie in geistiger Hinsicht, die Zerstörung von Besitztümern und Bauwerken des Konkurrenten, all dies finden wir auf vielen Seiten im Buche der Naturgeschichte, lang bevor von uns darin die Rede ist. Denken wir an den berühmten Krieg der grauen gegen die schwarzen Ratten, oder an die Schlacht der Hunde gegen die Wölfe, wie sie Kipling beschrieben hat.

Aelter noch als Krieg und Zerstörung ist der Aufbau, seinem Wesen nach ebenso ein Mittel der Selbsterhaltung. Die Nester der Vögel, die Kunstbauten von Insekten und Spinnen, die Höhlensysteme von Dachsen und Nagetieren zeugen davon. Sie sind in ihrer Art und Zweckerfüllung vollendete Ingenieurbauwerke.

Erst uns hingegen war es gegeben, diese beiden Funktionen des Arterhaltungstriebes von ihrem ursprünglichen Sinne zu lösen. Die Vorstellung erlaubt uns das Erfassen von Zusammenhängen, die sich der Sinneswahrnehmung zeitlich oder räumlich entziehen. Wir können so durch Erfahrung und Planung, durch Darstellen von Analogien Kausalitätsketten steuern, die aus viel mehr als zwei Gliedern bestehen, nicht nur aus dem Körper und der Gegenwart des Urheber und dem Zweck der Handlung allein. Die Möglichkeit des Planens gestattet uns, beliebig viele Stufen des Mittels zum Zwecke, sowie Abstände nach Zeit und Raum zwischen die einzelnen Ursachen und Wirkungen zu schalten. Wir erkennen die beabsichtigte Wirkung eines Steinwurfes oder einer Zeitbombe obwohl Ort und Zeit der Anfangshandlung von denen der Auswirkung verschieden sind. Wir setzen uns über die Gegenwart und die Grenzen der Sinneswahrnehmung hinweg.

Verfolgen wir diese gesteuerten Ketten von Ursache und Wirkung, also von Mittel und Zweck, weiter, so wird ersichtlich, dass solange die Steuerung anhält, immer ein begleitender Sinn den Ablauf verfolgt, eine Verbindung der ersten Ursache mit dem letzten Zwecke. Oftmals, oder vielmehr immer, geschieht es mit der Zeit, dass die steuernde Person, oder die Voraussetzungen wechseln, ohne dass die Reihe der Vorgänge darum abbrechen müsste. Der erste Sinn wird durch einen andern ersetzt oder geht überhaupt zeitweilig verloren. Er bricht also ab. So entsteht der Unsinn. Er braucht also zu seiner Entstehung keine anormalen Geister oder perversen Gemüter, wie sie zweifellos auch als Ursache für den Unsinn funktionieren können.

Der Feldherr befiehlt, und der Soldat wirft die Bombe. Keiner von beiden sieht die Wirkung, den Tod des Feindes. Vielleicht bekommt der Soldat nachher Gewissensbisse, weil sein Bewusstsein zum Er-

fassen der Zusammenhänge noch ausreicht. Für den Feldherrn ist dies schon nicht mehr gegeben: Er ist nicht gehalten, die Wirkung jeder einzelnen, speziellen Bombe sich zu vergegenwärtigen. Die Entfernung ist zu gross. Schalten wir vor den Feldherrn noch den Politiker, der in den Krieg hineingeschludert ist, so kann offenbar kein durchgehender Sinn mehr festgestellt werden zwischen der verhängnisvollen Verhandlung am Anfang und den zerstörten Häusern am Ende des Ablaufes der Ereignisse. Der Unsinn hat sich eingeschlichen.

Der mittelalterliche Architekt braucht für seine Bauwerke Konstruktionselemente, die sich für ihn in seiner Beschränkung auf die erreichbaren Baustoffe als notwendig erwiesen. Sein heutiger Kollege verwendet die gleichen Verstreben und Abstützungen aus Gründen, die zu erläutern wir hier nicht versuchen wollen, obgleich er andere Baustoffe zur Verfügung hat, die ihm den Verzicht auf die Mehrarbeit nahelegen. Die Reihe der Ereignisse ist von der gotischen Kirche bis heute nicht unterbrochen worden, wohl aber ist das Bewusstsein des ursprünglichen Zweckes verloren gegangen.

Wird diese Betrachtung auf die Zusammenhänge des modernen Krieges angewandt, so können wir anstelle von «Sinn» die begleitende Verantwortlichkeit oder Schuld setzen, welche hier als Funktionen des Bewusstseins jenem gleichberechtigt sind. Am Anfang steht der Wissenschaftler, der über sein Heft gebeugt die Kernreaktion, oder was es sonst sei, berechnet; am Ende haben wir die Vernichtung vieler, ja vielleicht aller Menschen und Kreaturen. Hier folgt sicherlich keine Steuerung des Geschehens von Anfang bis zum Ende. So scheint es auch füglich, dass die Reihe von Schuld und Verantwortung nicht mitgeführt wird. — Wenn nur genügend Wackelkontakte in einer Leitung eingeschaltet sind, so geht kein Strom mehr durch: Wenn im Ablauf der Folge genügend oft der Sinn und die Voraussetzungen wechseln, so kann wohl niemand mehr den ersten Urheber einer Schuld an der letzten, verderblichen Auswirkung bezichtigen. Ob es nun angeht, einen Wissenschaftler für die schlimme Auswirkung seiner Erkenntnisse zu belangen, oder ob inzwischen der Sinn und Zweck seiner Erfindung so stark und oft verstümmelt wurde, dass davon keine Rede mehr sein kann, ist hier nicht der Ort zu entscheiden. Nobel und Einstein mochten sich verantwortlich fühlen. Sie taten das Einzige, was übrigblieb, nachdem sie die Konsequenzen ihrer Wissenschaft erkannten, sie versuchten zu mahnen und auf das mögliche Unheil hinzuweisen. Ueber den Nutzen ihrer Worte wird die Zukunft entscheiden, sie stehen gegen unser aller Dummheit.

Andere vielleicht erkannten ein Ueberwiegen der verderblichen Konsequenzen, bevor ihnen die Früchte ihres Denkens entwunden, und sie vernichteten sie, worauf dieselbe Entdeckung von einem Andern doch gemacht und der Politik preisgegeben worden ist. Die wissenschaftliche Erkenntnis wird also von der Person unabhängig, einfach ein Akt des Geschehens, der einmal erfolgen muss. Es ist müssig, hier überhaupt noch über Schuld oder Unschuld streiten zu wollen.

Zum Schluss sei nochmals angeführt, dass die gleichen Ueberlegungen auch für eine Folge von Handlungen mit einem konstruktiven Ziele gelten. Auch sie sind denselben Gesetzen des sich Kreuzens mit andern Kausalitätsketten, des Wechsels der leitenden Personen, der Verstümmelung des ursprünglichen Sinnes unterworfen. Nur mag es auf den ersten Blick weniger aktuell und auf der Hand liegend erscheinen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass im einen Falle der Urheber gerne als Schöpfer «seines» Werkes zeichnen möchte, während im andern Fall wir ihn als Sündenbock bezeichnen. Dies aber ist gewiss kein grundlegender Unterschied für zwei Dinge, deren Parallelität wir in ihrem Ursprung wie in ihrem Ablauf erkennen mussten. Unser Einfluss auf die Steuerung ist ja nur zeitweilig, die Wirkung einer anfänglichen Zweckbestimmung verliert sich schon nach wenigen Stufen. Dies obgleich wir die Voraussetzungen für das Durchführen einer Absicht innehaben, nämlich das Dazwischenschalten von Raum und Zeit und Mittels in beliebigen Massen, wie auch die Erkenntnis darüber. F.

Que penser du film «Le dernier rivage» (on the beach) de S. Kramer ?

Le thème de ce film est la destruction progressive de toute vie humaine sur le globe, par suite d'une guerre atomique. C'est dans la perspective de la fin proche que les personnages débattent la question: quels sont les responsables de cette catastrophe?

Les réponses suggérées par le film sont diverses:

- Einstein, symbolisant le progrès scientifique, est nommé, mais guère reconnu comme seul coupable.
- Le hasard aurait voulu qu'une erreur déclenchât cette guerre insensée.
- Les intellectuels ne se seraient pas rendu compte de la gravité de la situation et de leur responsabilité.
- Les gouvernements, insuffisants à leur tâche, resteraient, par leur incapacité de s'entendre, les principaux coupables.

En temps de guerre, les gouvernements ne s'entendent pas, et ils ne le font que difficilement en temps de paix, lorsque leurs intérêts divergent. Leur tâche n'est pas aisée. Si, lors de la dernière guerre, les Américains ont poussé leurs recherches nucléaires à des fins militaires, c'était pour rivaliser avec les Allemands qui parlaient de leur «Wunderwaffe»; aujourd'hui, ils ne peuvent plus s'en passer malgré la tension et le danger de la situation actuelle où une simple

erreur technique pourrait déclencher une guerre atomique. Il est clair aussi qu'une telle situation deviendrait encore plus critique si une guerre mondiale avec des armes conventionnelles éclatait. C'est probablement la crainte du danger atomique qui a permis d'éviter jusqu'à présent une nouvelle guerre.

Il semble que nous sommes actuellement dans une phase décisive où un choix s'impose: renoncer définitivement à toute guerre par un désarmement général ou revenir à la situation d'avant la dernière guerre par la suppression des armes atomiques uniquement. La tâche des gouvernements est de trouver une solution intelligente malgré la complexité des problèmes et d'agir selon les désirs et la volonté des peuples. Pour l'instant, ils sont au stade de la critique de gouvernement à gouvernement et ne proposent pas de solution utilisable.

On n'évitera définitivement la guerre qu'en la rendant inutile; c'est un problème d'ordre sociologique qu'il appartient à la science d'éclaircir. Le devoir des intellectuels est de le résoudre. La solution actuelle semble bien précaire, puisqu'il faut la menace d'une destruction totale ou quasi totale pour rendre insensée une lutte armée. Il faut se hâter d'en chercher une meilleure, tenant compte des caractéristiques de l'homme, telles que la psychologie moderne devrait être en état de les décrire et visant les buts humanitaires les plus élevés.

Le hasard, comme le progrès scientifique en soi sont des choses qui existent, mais il ne nous viendrait pas à l'esprit de les inculper l'un ou l'autre sérieusement. La faute est toujours chez l'homme; non seulement chez celui qui a directement contribué à faire progresser la science ou à laisser plus de champ au hasard, mais aussi chez celui qui a rendu cette évolution nécessaire.

Nous sommes finalement tous responsables et il ne reste celui qui s'en rend compte, qu'une chose à faire: agir en conséquence, soit, pour nous étudiants, autant scientifiques que littéraires, ne pas demeurer indifférents au problème et savoir qu'il y a une solution à chercher.

G. C.

Das letzte Ufer

Was will dieser Film? Die Wissenschaft des Mordes anklagen? Gegen den Atomtod (Synonyme: Dampftod, Explosionstod . . .), oh unglücklichste Wortbildung unseres Jahrhunderts, kämpfen? Will er die Grundlage einer sachlichen Diskussion schaffen?

Zugegeben, raffiniert aufgezogen, ist dieser Film: menschenleere Städte, sterbende Liebespaare . . . und doch ist es nur ein Geschäft mit der Angst, eine simple Geldmacherei!

Hoffen wir, dass dieser Film in die schon bald 2000 Jahre alte Galerie der Weltuntergangsprophezeiung recht bald eingehen wird und zwar in die Kategorie für einfachere Gemüter. Es ist ja direkt empörend, dass die Welt durch einen Idioten, der den falschen Knopf gedrückt hat, untergehen soll! Zurzeit der Erfindung der Dampfmaschine hätte dieser Film wahrscheinlich die letzte Kohle geheissen und die Welt wäre mit einer gigantischen Kesselexplosion vernichtet worden, weil ein Heizer den falschen Hahn bedient hätte. «Das letzte Ufer» ist eine Diffamierung der Wissenschaft in höchster Potenz. Die Wissenschaft ist an sich weder gut noch böse. Die Wissenschaft und die durch Konsequenz aus ihr hervorgehende Technik ist zur Existenzbedingung der Menschheit geworden, obschon man dies nicht gern zugibt. Existenz und Untergang schliessen sich aber gegenseitig aus. Die Wissenschaft ist erschaffen vom Menschen und kann als solches nie über der Menschheit stehen, sie sogar beherrschen oder vernichten. Eine Unterstellung ist Bequemlichkeit und ein Trugschluss, dem leider auch dieser Film zum Opfer gefallen ist.

et

Wie wohnen Studenten

vW- Am 7. Januar 1959 wurde in den Hallen der Eidgenössischen Technischen Hochschule eine bemerkenswert aufschlussreiche Ausstellung unter dem Thema: «Wie wohnen Studenten» eröffnet.

Die Schau möchte allen Studenten und sonstigen Personen, welche ihnen nahe stehen, zeigen, dass man Studentenwohnungen, -siedlungen und -unterkünfte schaffen kann. (Bis jetzt konnte man in der Schweiz dem Gedanken einfach nicht entweichen, es herrsche bei den massgebenden Leuten die Auffassung, ein Studentenzentrum sei in der Schweiz einfach lebensunfähig). In der Ausstellung werden dem Betrachter Arbeiten aus vielen Ländern gezeigt. Sie umfasst Arbeiten, welche bereits bestehen, im Betrieb sind und sich sehr gut bewähren, sowie viele Projekte, welche an der internationalen Konferenz der Architekturstudenten (Hannover, 2. bis 12. August 1959) am Wettbewerb «Wie wohnen Studenten» gezeigt wurden.

An dieser Konferenz waren schweizerische Studentengruppen unter Prof. Dr. W. Moser und Prof. P. Waltenspühl vertreten, welche mit zwei Arbeiten am internationalen Wettbewerb teilnahmen. Zur Ju-

rierung wurden 23 Arbeiten aus Finnland, Japan, Frankreich, Mexiko, DDR, UdSSR u. a. m. nach Hannover gebracht. Die Wettbewerbsgruppe Waltenspühl ETH, Zürich, holte sich einen ersten Preis mit Auszeichnung, wobei besonders die Arbeiten von Markus Grob und Jean-Paul Darbelly als bemerkenswerte Lösungen gelobt wurden. Einen weitem ersten Preis holte sich die Gruppe Prof. Moser, Zürich ETH. Wir gratulieren unsern Landsleuten zum internationalen Erfolg, welcher uns zeigt, dass unsere architektonische Arbeit der ausländischen mindestens ebenbürtig ist. Was uns bis jetzt fehlt, sind die finanziellen Mittel zur Erstellung einer Studentensiedlung.

Um hier nun auch voran zu kommen — die Planungsarbeit der Wohnbaukommission beider Hochschulen ist vorläufig beendet — hat der Ausschuss einen Weg gesucht, sich auf sichere und seriöse Art Geld zu beschaffen. Es sind im Moment Bestrebungen im Gang, die Wohnbaukommission durch eine Stiftung zu ersetzen. Diese Form gibt Möglichkeit die finanziellen Mittel mehr oder weniger schwierig zu beschaffen. Der Stiftungsrat, das Aufsichtsorgan, würde sich aus Behörde, Leuten aus der Industrie und Studenten zusammensetzen, wobei letztere für die effektive Organisation verantwortlich wären, währenddem die übrigen Stiftungsratsmitglieder die Kontinuität der Stiftung wahren würden.

Die Mitglieder der Wohnbaukommission versprechen sich von dieser neuen, gesunden Form des Ausschusses sehr viel, und sind mit der rechtlichen Ausarbeitung dieses Unternehmens beschäftigt. Wir wünschen ihnen für das Fortgedeihen ihrer Arbeit viel Erfolg und hoffen die Studenten an dieser Stelle bald über die neuen Ergebnisse ihrer Arbeit orientieren zu können.

Die Dummen sterben nicht aus

Kaum fünfzehn Jahre sind es her, seit der zweite Weltkrieg beendet wurde, und Deutschland völlig zerschlagen am Boden lag. Jedermann glaubte die berechtigte Hoffnung hegen zu dürfen, die Deutschen hätten für alle Zukunft genug vom nationalsozialistischen Wahn, von Massenermordungen und andern Greueln einer politisch verblendeten Nation.

In der Zwischenzeit haben wir uns aber leider mit der Tatsache abfinden müssen, dass die Praktiken Hitlers im Osten Nachahmer gefunden haben, welche ihren teuflischen Lehrmeister noch überbieten. Von Westdeutschland glaubte man indessen, es seien nur noch ein

paar verstockte, ewig Gestrige, die vom Wandel der Zeit nichts gemerkt haben. Nun konnten wir aber gerade über Weihnachten in den Zeitungen lesen, dass junge Deutsche, Gewerbetreibende und Angestellte ihre krankhaft nationalen Gefühle nicht mehr zurückzuhalten vermochten und in gemeinster Weise die Kölner Synagoge, eine evangelische Kirche in Würzburg und Denkmäler zu Ehren von Naziopfern mit Farbe und Kot beschmierten. Der «Bund nationaler Studenten» fordert die Kennzeichnung der Juden und die Wiederherstellung des deutschen Reiches in seinen ethnologischen Grenzen, und in Heidelberg wurden die Redaktoren einer Studentenzeitung von Mitgliedern dieses neonazistischen Bundes geprügelt.

Was uns Studenten besonders aufhorchen lassen muss, ist der Umstand, dass diese Taten geistig Siecher nicht von arbeitslosen Handlangern, sondern von gelernten Arbeitern, Angestellten und sogar von Studierenden in unserem Alter begangen worden sind. Es muss einer schon ausgesprochen schwachsinnig sein, wenn er heute nach all dem, was vor und während des Krieges vorgefallen ist, nicht endlich einsieht, dass überspitzter Nationalismus, Hass und Verfolgung bestimmter Bevölkerungsminderheiten die Menschheit keineswegs glücklicher macht, sondern dem Untergang näher bringt.

Diese Ereignisse in Westdeutschland sind Mahnzeichen einer möglichen Entwicklung, die wir auch in der Schweiz nicht übersehen dürfen. Andererseits sollen wir uns aber vor Verallgemeinerungen hüten, denn es ist hier, wie es oft der Fall ist: Tausende können jahrelang anständig ihrer Arbeit nachgehen, und niemand spricht deswegen von ihnen. Begeht aber einer einen Fehltritt, kommt er schlagartig in aller Mund und erlangt in Kürze eine traurige Berühmtheit.

Eines sollen uns diese Vorkommnisse immerhin mit aller Deutlichkeit zeigen, dass der zweite Weltkrieg mit all seinen grässlichen Opfern und Erfahrungen nicht vermocht hat, gewissen sturen und einsichtslosen Dummköpfen die Augen zu öffnen, und dass wir deshalb ständig auf der Hut sein müssen. Denn es geht nicht an, dass wir, wie man es vor dreissig Jahren getan hat, abwartend zuschauen und uns der Gefahr erst bewusst werden, wenn nichts mehr dagegen unternommen werden kann. Wir haben es erlebt, wie eine Nation, einem verlogenen Idol folgend, die ganze Welt in Flammen stürzte.

Aber was ist gegen solche Auswüchse zu tun? — Vorerst ist es unsere Aufgabe, Subjekte mit gleichen oder andern gefährlichen Ideen zu erkennen und die Umwelt von ihnen zu warnen. Dann müssen wir unsere Mitmenschen über unsere staatlichen Einrichtungen, über unser freiheitliches System orientieren und ihnen schliesslich zeigen, wohin es führt, wenn wir diese dunklen Kräfte sich entwickeln lassen. Zum Abschluss und als Neujahrsgross habe ich nur einen Wunsch, nämlich, dass 1960 diesen unverbesserlichen und gefährlichen Westentaschenhitlern alles das widerfahre, was sie den Juden antun wollen.

Urs Frey, stud. jur.

Vom Zweifel ? ! ?

Sind Dir auch schon Zweifel aufgestiegen? Nicht nur an diesem oder jenem, sondern auch daran, ob wohl, was Du selbst meinst, erzählst und willst, wahrhaftig über alle Zweifel erhaben sei? Mich überkommt solches Zagen oft. Ehrlich, und nicht etwa um des blossen, daraus entstehenden Gedankenschnörkels willen, zweifle ich zum Beispiel sehr, schon daran, ob es tatsächlich schreibenswert und sinnig sei und unserm Blättlein adäquat, zum Thema der selbstquälerischen Zweifel in ebendieses hinein etwas setzen zu lassen.

Dass ich es doch gewagt habe, hängt an einem, mir beim Zweifeln auch schon aufgestiegenem Gedanken, nach welchem sich das tiefere Wesen des Zweifels eventuell so deuten lasse, dass gerade erst der Zweifel an einer eigenen Sache beweise, dass diese eine legitime sei, dass also, umgekehrt gesagt, jene Dinge die verdächtigsten und zweifelhaftesten wären, die scheinbar keinem Zweifel unterstehen und sich als wahr und unbezweifelbar gewiss hervortun. So gesehen, entstünde also dort, wo der Zweifel stets mit in die Dinge hineinschaute und sein Zwielflicht verbreitete, etwas Rechtes, wohingegen dort am ehesten Unwürdiges geschähe, wo platte Ueberheblichkeit, die eben nie sich selbst bezweifelt und scharf bespitzelt, am Werk wäre. Zweifel also als Ansatz zu Grösse und Garantie wahrer Leistung.

Somit könnte man zum Grundsatz kommen, dass es für Dich und mich nichts Beruhigenderes geben könnte, als dass zu allem, was wir tun und lassen, uns ernstliche Zweifel entstünden, die bei genauem Hinsehen bloss als Quittungen auf unsere Geschicktheit zu behandeln wären.

Gerade gegenüber diesem Grundsatz nun aber hat mich ein arges Zweifeln übernommen: Es liegt doch eigentlich, entgegen obiger Behauptung, in der Sache des Zweifelns, dass es beunruhigt, nagt und bohrt und manchmal sehr zermürbt, ein Faktum, das nichts anderes besagt, als dass es sehr zweifelhaft ist, den Zweifel als tröstliche Begleiterscheinung und gar Legitimation eines vorderhand nicht über jeden Zweifel erhabenen Tuns abzutun, dass, mit andern Worten, eine Bezweifelung der Ernsthaftigkeit der Zweifel höchst zweifelhaft ist. Beharre ich allerdings auch demgegenüber auf meinem Grundsatz vom Trostcharakter des Zweifels, so entlastet mich gerade mein inneres Schwanken darüber, ob jener gelte, von den Skrupeln ihm gegenüber, sie bekräftigen mir sogar, bestätigen erst eigentlich seine wahrhaftige Berechtigung.

Es scheint mir an dieser Stelle ratsam, auf das eingangs angedeutete, praktische Beispiel zurückzugreifen: Unter dem Blickwinkel meiner hypothesischen Maxime, dass das eigene Zweifeln an allem meinem Tun bloss eine Bestätigung darauf sei, dass ich etwas Klu-

ges anstelle, würde mir mein erwähnter Zweifel daran, ob es wohl ein vernünftiges Unterfangen sei, in dieser Weise den Zweifel abzuhandeln, eben erst sagen, dass es sich lohne. Immer noch im Geiste der Hypothese wären weitere, gegen dieses Gebäude aufkeimende Zweifel nur wieder zu begrüßen, ja wünschbar, da sie die Richtigkeit des ganzen nochmals von neuem bestätigten, und eventuelle weitere, neue Zweifel hiezu wieder ebenso, usf. . . . usf. . . . Da ich nun aber diese ganze Auslegung anzweifeln muss (und zwar nicht im Sinne der Hypothese), weil mir dabei das grundsätzlich aufwühlende Wesen des Zweifels übergangen scheint, muss ich bestreiten, dass die Zweifel am Sinn eines dergestalt den Zweifel Beredens ebendieses Anbeginnen jeder Zweifelhafteit enthoben, also eben doch wahrhaftig ernstlich aufzunehmende Zweifel seien, womit ich dann allerdings meine schöne Hypothese rückwirkend mit in die ernstlichen Zweifel hineinziehe, womit ich weiter meinen Versuch, die vorgängigen Zweifel an der Weisheit meines gesamten Beginns (, in einem allgemeinen Sinne das Wesen des Zweifels auseinanderzusetzen) zu verharmlosen, als gescheitert bezeichnen muss, was mich nun nach allem aber in die verzweifelte Lage bringt, mich den wahrhaftigsten und unbezweifelbar bedenklichsten Zweifeln ausgesetzt zu sehen, die mir sagen, indem sie sich beängstigend und grässlich in mein Gewissen hinein verdichten, dass es unverantwortlich sei vor ihnen und vor mir, auf eine derart skandalöse und verzweifelt zweifelhafte Weise die Unbezweifelbarkeit des Zweifels anzweifelt haben zu wollen (— alles nicht im Sinne der Hypothese —), womit mein ganzes Reden Hilfe! Ich endel und bitte Euch Leser für mich nur: In dubio pro reo! SCH.

Pfiffe gellen durch die Nacht

Ich habe eines Sonntagabends einen grossen Fehler begangen. Man gab die Zauberflöte (meine Lieblingsober) und ich ging, allen Warnungen zum Trotz, ins Stadttheater: ein Erzfehler.

Es begann an der Kasse. Man wollte mir mit der Legi keine Karte geben. Wenn das Haus sonst ausverkauft werden könne, gebe man keine Ermässigung, erdreistete sich die Hauptkassière mir zu sagen. Bedauerlich, dass an der Zürcher Oper die Auffassung herrscht, den Studenten nur dann zum halben Preis hinein zu lassen, wenn das Haus vor Leere strotzt. Zum Wattieren sind wir gerade gut genug.

Die Aufführung (ich hatte 10 Sekunden vor Beginn der Ouvertüre doch noch einen Säulenplatz zum halben Preis erhalten), war eine Katastrophe. Man ist sich gewöhnt, dass Sänger keine Schauspieler

sind, und das stört ja gar nicht, wenn sie singen können; in Zürich aber störte es. Das Orchester der Oper besteht übrigens aus lauter Individualisten. Sie spielen drauf los, wie wenn es keinen Dirigenten gäbe, und wenn sie miteinander fertig werden, hat man Glück. Der beschauliche Leser dieser Glosse wird denken, ich übertreibe. Gestatten Sie zwischendurch eine Frage: Waren Sie schon mal in der Zauberflöte? — Ja? Haben Sie schon einmal erlebt, dass die Königin der Nacht im ersten Akt nach ihrer Arie keinen Applaus gehabt hat? Nicht? Ich schon. Allerdings in Zürich. Dafür aber schikanierte man das Publikum mit dem ungekürzten Text des Herrn Schickaneder. Nichts wurde gestrichen und es ist ein sehr schlechtes Zeichen für den Regisseur, dass ich zum ersten Mal gemerkt habe, worum es inhaltlich eigentlich in dieser Oper geht. Wohltuend erlösend fiel nach dem ersten Akt der Vorhang. Man klatschte und — ich konnte meinen Ohren kaum trauen, aber es war so — man piff. Einige Herren im Zuschauerraum hatten den Mut zu pfeifen. Laut, eindeutig aber diszipliniert wurde gepfiffen. Grosse Empörung im Parkett. Ein Polizeimann befahl den Herren Ruhe, aber sie piffen weiter. Die Sänger hatten sich kaum einmal verneigt, der Vorhang öffnete sich nicht mehr, man ging in die Theaterhalle — Pause.

Bei einer Zigarette fragte ich mich: Wieso hat das Stadttheater solch' ein bescheidenes Orchester, so schwache Darsteller und solch schlechte Regie? Bestimmt hat man für die Zauberflöte die besten Kräfte hervorgekommen (so etwas dürfte in Zürich nicht vorkommen).

Stark verstimmt erklomm ich nach dem Klingelzeichen meinen Platz wieder, und war auf alles gefasst, nur nicht auf das, was nun kam. Als der Dirigent erschien, jaulte das Parkett auf, und er wurde mit einem frenetischen Applaus empfangen. «So etwas von donnerndem Applaus gabs in Zürich wohl zum ersten Mal . . . »

Der zweite Akt verlief soweit gut. Die Schauspieler gaben sich wenigstens, im Gegensatz zum 1. Akt, Mühe und kamen trotzdem nicht über ihre Zweitklassigkeit hinaus. Die Königin der Nacht beherrschte ihren Part nicht und fiel bei der Koloratur aus dem Takt. Nur Sarastro konnte überzeugen.

Nach der Aufführung ging ich betrübt und erbost nach Hause. Erbost aus zwei Gründen: Erstens, weil es unerhört ist, dass die Polizei einen Zuschauer, der mit der Leistung auf der Bühne nicht zufrieden ist und seinen Ingrim durch Pfeifen Ausdruck gibt, zur Ruhe weist. Was denkt eigentlich die Zürcher Polizei? Die Pfeifer haben weder das Stück gestört noch sich unflätig benommen, sie haben bloss gepfiffen statt zu klatschen. Und da glaubt irgend ein Korporal der Polizei eingreifen zu müssen. Mit andern Worten: es ist in Zürich verboten zu pfeifen. Da wundert man sich nicht, wenn das Stadttheater den Ruf einer zweitrangigen Provinzbühne hat.

Zweitens aber zeigte mir der begeisternde Applaus vor dem zweiten Akt, dass sich nicht die Schauspieler, sondern das Publikum durch

die Pfiffe angegriffen fühlte und zeigen wollte, dass es mit seiner unterernährten Oper nicht nur zufrieden, sondern von ihren Leistungen hell begeistert ist. (So etwas kann nur in Zürich vorkommen.) Es hat mich immer bedrückt, dass man in Zürich einfach nicht in die Oper gehen kann. (An jenem Sonntagabend ging ich wieder hin, weil ich glaubte, bis jetzt hätte ich immer Pech gehabt.) Aber jetzt weiss ich, dass es für Zürich gut ist, dass die Oper so schlecht ist. Und ich hoffe sehr, dass mit dem Direktionswechsel im Sommer eine noch schwächere Kraft hinkommt als bis jetzt ohnehin schon war. Ein Publikum, das eine Aufführung wie jene Zauberflöte nicht nur annimmt, sondern wild beklatscht, ist nicht wert, dass man ihm besseres vorsetzt. Es wäre eine Verschwendung von Geld und Mühe! Oder ist am Ende die Zürcher Oper schon so weit gesunken, dass Leute, welche Wert auf künstlerische Leistung legen, lieber nach Basel, Bern und Luzern fahren, wenn sie sich einen genussvollen Abend gönnen wollen?

Theo Theuer

Frieda und der Hausputz

Was meine Frieda im Frühling träumt . . . Ich will die Sache kurz, aber schmerzlich machen: Sie träumt vom Hausputz.

Darin ist sie ein eiserner Besen.

Die Frieda träumt tatsächlich vom grossen, alles bereinigenden Frühjahrsfrühlingshausputz.

So hat jeder seine Träume: Der eine träumt von einem Haus, die andere vom Putz, die Frieda träumt vom Hausputz.

Was dem einen seine Nachtigall, ist für Frieda der Staubsauger.

Was kann man dagegen tun?

Nichts.

Das einzige, was ich tun kann: im Wege stehen, im Wege sitzen, im Wege liegen, aber dann ist es meistens schon passiert, ich bin über irgendeinen der zwei Dutzend Eimer gestolpert, und die Wohnung steht halb unter Wasser, was ja auch wieder nicht Sinn der Sache ist. So etwas haben nämlich die Leute, die unter uns wohnen, nicht gern. Ich gehe dann des öfteren hinunter und sage: «Entschuldigen Sie allerseits, aber ich bin nur wieder einmal über einen Eimer gestolpert, und wenn das Wasser gleich durch die Decke kommen sollte, dann wollte ich Sie darauf aufmerksam gemacht haben. So etwas passiert nicht alle Tage, it's springtime, verstehen Sie.» Die Leute sind vernünftig, winken mir begütigend zu und sagen: «Machen Sie sich keine Sorgen, wir vom Rhein sind Hochwasser gewöhnt.»

«Dann ist es ja gut, und ich wollte auch nicht länger stören. Vielleicht sehen wir uns heute noch einmal, wenn nicht, dann ein fröhliches Ostertreiben allzuhauf.»

Dann gehe ich wieder in meine Wohnung zurück und stehe im Wege. «halloo», rufe ich der Frieda zu, «hier bin ich, wenn du den Schrubber vielleicht hierhin stellen würdest, könnte ich ihn ausnahmsweise geschickt umgehen. Vielleicht lässt sich das arrangieren, oder ich bringe die Sache vor die Vereinigten Nationen?»

Die Frieda reagiert überhaupt nicht.

«Was kochst du heute?», frage ich.

«Frühlingssuppe».

«Was kochst du morgen?»

Keine Antwort.

«Was kochtest du doch gestern so Schönes?»

«Dasselbe, was ich morgen koche», sagt die Frieda.

«Na das ist doch grossartig» sage ich, «eine Suppe macht noch keinen Frühling. Nur gut, dass die Suppe noch nicht durch die Decke gelaufen ist; ich wüsste nicht, wie ich das bei den Leuten anbringen könnte, gegen Hochwasser haben sie nichts, aber . . . » Spötter kann ich hier nicht gebrauchen», sagt die Frieda. «Trag lieber diesen deinen Schreibtisch hier mal hinaus.»

«Soll ich ihn vielleicht über die Teppichstange legen?» frage ich.

«Ist ja nicht mein Schreibtisch», sagt die Frieda.

«Ich werde ihn in die Badewanne legen», sage ich, «auch ein Schreibtisch will einmal unter die Brause.»

«Da kannst du deine Manuskripte gleich dazulegen», sagt die Frieda, «die sind mir nämlich viel zu trocken.»

Da klingelt es.

Ich öffne.

Vor der Tür steht der Herr Hausmeister und sagt: «Ich möchte gern die Blumenkästen auf den Balkon wieder anbringen, weil's ja jetzt ins Frühjahr hineingeht.»

«Da sind Sie bei uns genau richtig», sage ich, «nur zu, lasst Blumen sprechen, aber die Erde müssen Sie aus den Kästen nehmen.»

«Wieso?» fragt der Mann.

«Meine Frau putzt gerade, und es wäre doch schade um die schöne Erde.»

«Ja, aber ohne Erde können Sie doch gar keine Blumen einpflanzen», sagt der Mann.

«Verstehe», sage ich, «aber wir sind für Schaumgummiblumen, das mit der Erde ist doch schon längst überholt.»

«Aber jetzt im Frühling ist das doch gerade das Schöne, so die ersten Blumen», entgegnete der Mann.

«Aber meine Frau putzt gerade, und wenn sie putzt, dann putzt sie richtig. Es täte mir leid um die schönen Blumentopferde, die putzt meine Frau radikal weg, Staubsauger, Sie verstehen, ohne mit der Wimper zu zucken.»

«Was mach' ich denn da mit den Blumenkästen?» fragt der Mann schon etwas verwirrt.

«Nehmen Sie die Erde heraus, und kommen sie morgen wieder», sage ich. «Dann kriegen Sie auch einen Teller leckerer Frühlingsuppe, Sie werden sehen.»

«Ich nehme Sie beim Wort», sagt der Mann. «Frühlingssuppe muss ja gerade etwas Herrliches sein.»

«Haben Sie Kinder?» frage ich.

«Alle verheiratet», antwortet der Mann.

«Kann man nichts machen», sage ich, «aber so eine Frühlingssuppe zur rechten Zeit könnte ich sogar aus einem Blumenkasten essen.»

«Ich auch.» sagt der Mann, grinst und geht.

Ich mache die Türe wieder zu, tue einen Schritt vorwärts und liege der Länge nach in unserem Flur, einen Eimer und zwei Besen mit mir reissend.

«Was gibt's?» ruft Frieda aus dem Wohnzimmer.

«Oooch nichts», sage ich «ich habe den Flur inzwischen geputzt, alles pico bello jetzt. Ich werde nun den Schreibtisch in die Badewanne werfen.»

«Hilf mir lieber mal bei den Gardinen», sagt die Frieda.

«Wollen wir die Tapeten nicht auch abnehmen?» sage ich. «Möchte nicht wissen, was hinter den Tapeten vor sich geht.»

Es klingelt erneut.

Ich öffne.

Vor der Tür steht die Dame die unter uns wohnt.

Ich sage: «Kommen Sie doch bitte in medias res.»

Die Dame sagt: «Ich will ja nicht stören, nur tröpfelt's jetzt bei uns im Flur durch.»

«Das macht nichts», sage ich «Sie müssen nur sagen, welches Zimmer bei Ihnen noch nicht dran war, wir stellen uns darauf ein.»

«Ja, aber», sagt die Dame, «wir können alle nicht schwimmen.»

«Wir auch nicht», beruhige ich sie, «doch in der Not kann man bekanntlich alles. Sie werden sehen, noch ein paar Eimer und sie können schwimmen.»

«Meinen Sie das im Ernst?» fragt die Dame.

«Aber gnädige Frau», sage ich, «ich werde Sie in dieser Situation nicht auf den Arm nehmen! Schauen Sie meine Frau putzt gerade. Uebrigens, wie stehen Sie zu Frühlingssuppe, ja oder nein?»

Die Dame sagt: «Nein.»

«Gut», sage ich, «dann werde ich Sie jetzt zu meiner Frau führen, kommen Sie.»

Die Frieda ruft: «Ja, was ist. Ach so, Sie sind's, einen Moment, die Leiter ist so wackelig, aber einmal muss es ja gemacht werden.»

Die Dame sagt: «Das sag' ich auch immer, einmal muss es gemacht werden, man kann doch nicht einfach alles so liegen lassen.»

«Nein», sage ich, «das kann man auch nicht, einfach alles so liegen lassen.»

«Nicht wahr», sagt die Dame, «und im Frühjahr ist gerade die rechte Zeit dafür.»

«Aber das Frühjahr ist lang», entgegne ich.

«Da haben Sie auch wieder recht», sagt die Dame.

«Gnädige Frau», sage ich, «wenn Sie noch etwas durch die Decke gegossen haben wollen, klopfen Sie dreimal von unten, Sauberkeit muss halt sein.»

Es klingelt.

Ich gehe und öffne.

Vor der Türe steht erneut der Herr Hausmeister, grinst und sagt: «Einen schönen Gruss vom Hauswirt, und die Erde müsste auch drin bleiben.»

«Das trifft sich gut», antworte ich, «gerade Frau Dings hier, und wir können alle gemeinsam einen Teller Frühlingssuppe essen. Treten Sie doch näher.»

Ich höre wie Frieda gerade sagt: «Und stellen Sie sich vor, wir bekamen Besuch, und nichts war gemacht, nein, ich bin bald . . . »

«Ja, ja», sagt die Dame, «so ist das immer. Immer wenn man gerade im dicksten Dreck sitzt, dann kommt alles auf einmal.»

«In diesem Sinne», sage ich, «freue ich mich sehr, Sie alle zu einem leckeren Frühlingssüppchen einladen zu dürfen. Junge Menschen können immer essen.»

Die Frieda sagt: «Wenn nämlich jetzt der Frühling kommt, dann kommt der Sommer, und Sie sollen mal sehen, wie schnell wir Herbst haben; ich darf gar nicht dran denken.»

«So ist es», sagt die Dame.

Der Hausmeister meint: «Die Blumenkästen sind ja eigentlich eher etwas fürs Auge, aber immer wieder schön.» «Blumen muss man lieb gewinnen wie Menschen», sage ich. Die Frieda sagt: «Wenn ich ans Einmachen denke.»

«Eine Frühlingssuppe», sage ich, «ist ja eigentlich auch eher etwas fürs Auge, aber dann kann man's doch nicht lassen.»

Die Dame sagt: «Man kann das ja alles nicht mehr bewältigen.»

«Wie meinen?» frage ich.

«So jetzt hab' ich sie angemacht, jetzt halten sie wieder eine Zeitlang, die Blumenkästen», sagt der Hausmeister, «bis auf morgen dann.»

«Bis auf morgen», sage ich «Löffel nicht vergessen.»

Ich geleite ihn zur Tür hinaus. Auch die Dame steht auf dem Sprung und sagt: «Ich muss ja zu meinen Lieben, wir haben nämlich noch nicht gegessen.»

«Wir auch noch nicht», sage ich. «Und Petriheil» Die Frieda befördert sie hinaus, und ich begeben mich an den grossen Waschkessel,

der, noch halb voll Frühlingshausputzsuppe, auf dem Gasherd steht, und ich murmele: «O Frühling, lass diesen Hausputz nebst Suppe mich gut überstehen und . . .»

Ich höre, wie die Frieda die erste Tapetenrolle herunterreisst und dabei «Was eine Frau im Frühling träumt» singt. Bei der dritten Tapetenrolle falle ich langsam, aber sehr sicher in Ohnmacht und gedenke einen langen Frühlingsschlaf zu tun. Hanns Dieter Hüsch

Dieser Beitrag wurde mit freundlicher Genehmigung des «Sanssouci-Verlag AG» aus dem Werkchen von Hanns Dieter Hüsch «Frieda auf Erden» entnommen.
Die Redaktion

Studentisches Arbeitslager im tropischen Afrika

Tam-tam, tatata, tam! In schnellen Schlägen fliegen schwarze Hände über die zum Zerreißen gespannten Felle der schweren geschnitzten Knetrommeln. Zum Zerreißen wächst die Spannung unter den schwarzen Menschen rings um mich. Sie wiegen sich und zittern, dem Rhythmus hingegeben. Gebannt starren ihre Augen auf den tanzenden Magier dort vorne. Seine Hände schweben im Rhythmus, der uns alle umfängt, auf und ab, in magischem Abstand über dem hypnotisierten Knaben, der wie eine Planke mit Nacken und Knöchel auf zwei Stäben aufliegt. Und dieser starre Körper beginnt zu schwingen, auf und ab, wie eine Saite, den Magierhänden untertan. Immer lauter, schneller, packender werden die Trommeln, bis ein Schrei aus der Menge bricht, ein alter Mann in rasendem Tanz vor uns steht. In Trance. Aber dennoch zuckt sein Körper in den charakteristischen Bewegungen des Ewe-Schultertanzes. Nun bricht die Spannung auf. Ein Schrei aus hundert Kehlen, und alles tanzt, tanzen auch wir. Alte Männer, deren Bewegungen noch das Einssein mit der Trommel zeigen, ihre Körper scheinen fleischgewordener Rhythmus zu sein, Mütter, den schlafenden Säugling auf dem Rücken. Und kleine Köpfe und Aermchen werden hin und her geworfen, dem Tanze verhaftet, bevor sie stehen gelernt haben. Junge Burschen und Mädchen, deren Schultern in schnellen Stößen nach vorne fliegen, die Arme angewinkelt, die Hände in graziler Haltung zur Erde zeigend. Ihre Bewegungen verraten schon die Distanz zu dem, dem ihre Väter sich noch hingeben. Urplötzlich bricht in den aufpeitschenden Klang die Stille. Dieser einige Körper, den wir gebildet haben unter der Herrschaft der Trommel, bricht auf und löst sich in Lachen und Geschwätz. Oh, wie sie lachen

können! Weisse Augen glitzern übermütig aus den dunklen Gesichtern, man wird gestossen hinten und vorn. Und schon wieder Musik. Eine «Brassband» stösst in ihre alten verbeulten Blechinstrumente, und schon wiegt sich alles nach den Weisen des beliebten «High-life», dem westafrikanischen Nationaltanz unserer Tage. Da tanzt sich Luiza an mich heran, eine unserer Köchinnen, Studentin in Aburi. Eine Weile tanzen wir umeinander, dann verlieren wir uns wieder im allgemeinen Gewoge.

Später schreiten wir mit unseren schwarzen Kameraden durch das Dunkel Agogos, erhellt nur von wenigen Petrollampen, zu unserem Heim — ein Rohbau aus Stein —, wo uns unsere harten Lager erwarten. Noch sind wir erfüllt von den Geheimnissen dieses Abends, der Angst, dem Schrei, dem Lachen und Tanzen, diesem Zwielficht von Vertrautem und unendlich Unbegreiflichem. Vor uns liegt unter silbernem Mond der Urwald mit seinen himmelhohen Stämmen. Ueber ihnen steht das Kreuz des Südens.

Morgens 6 Uhr. Schon stehen wir mit Pickel und Schaufel in den taufrischen Gräben, aus denen einst «unser» Haus wachsen soll. Eine Gruppe steht an der Pressmaschine, wo aus Erde und Zement die Steine entstehen. Unsere Kameraden tragen auf dem Kopf in «Headpans» den Beton heran. Worte fliegen hin und her und mal einer ins Gras. Das Gelächter und Geschwatze wird begleitet vom monotonen Hämmern des Mannes, der Granitblöcke zu Schotter schlägt. Ein Heim für die externen Patienten des Urwaldspitals soll entstehen, die tagereisenweit hergekommen sind mit ihren Angehörigen, um Hilfe und Schutz gegen eine der unzähligen Tropenkrankheiten zu finden. Ein Glück, dass wir gekommen sind. Denn geplant war das Haus schon lange. Aber im langen Für und Wider, der Frage nach Arbeitskräften, dem lässigen Verschieben von Tag zu Tag wurde aus dem alten Plan nie Wirklichkeit. Denn das Dorf ist aufgespalten in zwei politische Lager, die sich erbittert bekämpfen. Hier die Anhänger des «Agogohenes», des Königs, der bis vor wenigen Jahren unumschränkter Herrscher war. Dort die Anhänger der Regierung, die Träger der Macht seit den Wahlen. Die wollten das Haus bauen. Aber nur der «Hene» kann mit seinen mächtigen Sprechtrommeln das Volk aufrufen zu öffentlicher Arbeit. Und warum sollte er? Man hat ihn nicht gefragt, ob er das Haus will, hat ihn übergangen. Soll die Regierung, die hohe Steuern einzieht, Arbeiter bezahlen! Sollen die grünen Jünglinge, die jetzt regieren, selber bauen helfen! Oder die Christen, die unter sich selbst nicht einig sind! Ausserdem ging es bis jetzt auch ohne! Und die Kranken des Urwalds können warten.

So gelang es auch uns, den «Hene» von der Notwendigkeit unseres Hausbaus zu überzeugen. Er empfing uns zu einer Antrittsvisite: im leuchtenden Kente-Kleid, die goldene Krone auf dem Haupt, das von einem riesigen golddurchwirkten Schirm vor der Tropensonne geschützt wird. Links von ihm sitzt eine schöne Frau, die «Queen Mother» — die Ashanti kennen nur die Erbfolge in weiblicher Linie.

Vor ihm kauern die Schwertträger am Boden. Auf den glitzernden goldenen Schwertern sind Embleme und Masken befestigt. Und wie wir ihm den Sachverhalt erklären, wie er sieht, dass da eine Isrealitin, ein Japaner, ein weisser Südafrikaner — ein unerschrockener Antiapartheitskämpfer —, ein Pakistaner und Studenten aus anderen Erdteilen gekommen sind, um seinen Leuten zu helfen, da entschuldigt er sich und verspricht, seine Anhänger trotz der politischen Gegnerschaft zur Zusammenarbeit zu bewegen. Und am nächsten Morgen kommen sie, achtzig Männer und ebenso viele Frauen. Er selber, der König, der sonst kein Werkzeug berührt, schaufelt und pickelt einen ganzen Morgen lang, seine Männer heben Gräben aus und die Frauen tragen auf ihren Köpfen die grossen Zementsteine — wir bangen ständig für das Köpfchen des Babys auf ihrem Rücken — zu unserem Bau. Ein fröhliches Arbeiten hebt an, und wir sind nun sicher, dass der Bau werden wird. Denn sowohl der «Hene» wie die Leute vom «Community Development Board» haben bei ihrer Ehre versprochen, unser Werk zu Ende zu führen.

Für uns war es eine einzigartige Zeit. Wohl ungewohnt primitiv, so ohne Licht und fliessendes Wasser, mit einer unbekannten Nahrung (jeden Tag Kilos von Ananas und Bananen trösteten jedoch über weniger angenehme Speisen) und wenig Komfort. Aber schlimmer als im Pfadfinderlager ist es nicht. Und wir leben in Gemeinschaft mit unseren afrikanischen Kameraden, Studenten, Mittelschüler und Lehrer. Ihrer Lebensart nach sind sie europäisch erzogen — in Missionsschulen, Colleges und der Universität. Ihr intellektuelles Denken — erstaunlich beweglich und sicher — ist geformt von einer angelsächsischen Bildung. Aber bei der Arbeit, beim Spiel und den täglichen Verrichtungen — die wir dank dem Arbeitslager zunächst mit ihnen erleben — leuchtet dieses andere, Afrikanische und für uns nur schwer Erfassbare durch. Und wenn sie sich für ein Gespräch öffnen, erhalten wir einen Einblick in ihre Gefühle, ihr Denken. Für einmal sehen wir den Hintergrund dessen, was in unserem Europa ohne viel Kompetenz, ohne Kenntnis der menschlichen Basis, zerdiskutiert wird: Kolonialismus, «unterentwickelte» Länder, politische Reife oder Unreife, Diskrimination, Apartheid und Nationalismus. Wir beginnen zu ahnen, wie wir sie zu Freunden gewinnen können, wie wir sie auch vom Wert unseres Denkens, unserer Weltanschauung überzeugen können.

Ueberzeugt vom Wert derartiger Arbeitslager auf der menschlichen und intellektuellen Ebene für unser Wissen um das Problem unserer Zeit, befriedigt unser Interesse und Wissensdurst, erfüllt von dieser neuen Welt, sind wir zurückgekommen. Und deshalb schlage ich euch vor: Führen wir nächstes Jahr ein Arbeitslager in Afrika durch. Mittel und Wege dafür sind vorhanden oder zu finden. Acht Wochen Afrika, und es soll nicht teurer kommen als acht Wochen Semester oder andere Ferien. Was wir aber brauchen ist Einsatz!

K. Scherrer

Unser Blättchen

(vergleiche dazu «Zürcher Student», Nr. 6)

Als aufmerksamer Leser des «Zürcher Studenten» (ich fürchte, damit bin ich qualifiziert, Alois Haas?) habe ich Deinen Artikel mit meinen bescheidenen Mitteln auszuloten versucht. Du siehst, ich nehme bewusst Abstand vom Anspruch, schlechthin verstanden zu haben. Darf ich mich für den Fall weitreichenden bis frontalen Verkennens entschuldigt wissen? Danke!

Die von Dir heraufbeschworene Situation beinhaltet ein Dilemma von besonderem Reiz: Du stehst dem Niveau unseres Blattes mässig wohlwollend gegenüber und möchtest es deshalb mit Vorteil aufgehoben sehen. Diesem Antrag wird nun freilich durch einen Kommentar von so auserlesenem Kolorit Profil verliehen, dass die derart bereicherte Nr. 6 des «Zürcher Studenten» als bemerkenswertes Druckerzeugnis gelten muss und Deinem Begehr mithin der ankerfest geglaubte Beweggrund auf hinterhältige Weise entzogen wird.

Gesetzt nun, Du wolltest einen «guten» Artikel schreiben (und ich glaube, Du wolltest), und gesetzt ferner, es sei Dir gelungen, so dürfen wir — ohne den Anflug von Boshaftigkeit — im Votanten für ein jähes Ende einer Genesung verheissenden Autor erblicken. Genesung für unser zugegebenermassen biederes Blättchen. Schon aus rein statistischen Gründen wird natürlich eine Niveauverbesserung bei anwachsender Mitarbeiterzahl in greifbare Nähe gerückt. Der riesige Anfall von mit sprachlichem Firnis versehenen Gedanken, der sich — förmlich zur Publikation drängend — auf den Tischen unserer Redaktoren häuft, kann vielleicht am besten mit dem Hinweis charakterisiert werden, dass auch Nicht-Redakteure ins Blättchen schreiben dürfen. (Auch solche, die noch nie Redaktor waren.)

Es vermag nun nicht restlos sympathisch zu berühren, wenn man auf jene Leute, die von dieser Erlaubnis bereits Gebrauch machten, ganze Breitseiten abfeuert. (Selbst wenn einige Treffer darunter sind.) Vor allem nicht, wenn man seine rein destruktive Kritik mit einer so liebevollen Apostrophierung eines Majoritätsbeschlusses des GStR abrundet. Ich darf hier erneut statistische Gründe bemühen, um immerhin die Vermu-

tung nahezulegen, es haben auch in den Reihen jener Mehrheit einige Dir (beinahe) kongeniale Leute gesessen. (Es ist wohl an der Zeit, dass ich mich als Polyaner vorstelle.)

Auf dem Boden der Tatsachen haben wir zunächst festzuhalten, dass der «Zürcher Student» fortbesteht. Wollen wir uns nicht mit weniger ätzendem Stift zum Worte melden? Mit einigen Gedanken — in einer wachen Stunde zum Essay gerafft. Du und eine ganze Reihe von Kommilitonen wären in hohem Masse dazu befähigt. Es gibt nämlich welche, die das Blättchen lesen. Und, nicht wahr, Du hast sehr mit ihnen gerechnet...

Peter Strickler, cand. chem.

Der Schein der Weisen

Aus «Prisma»

Es war einmal eine akademische Freiheit. Da studierte man im stillen Kämmerlein oder im Kolleg und schliff seinen Verstand an Streitgesprächen, bis man sich eines Tages bei seinem Professor einstellte, um Zeugnis abzulegen vom Gelernten.

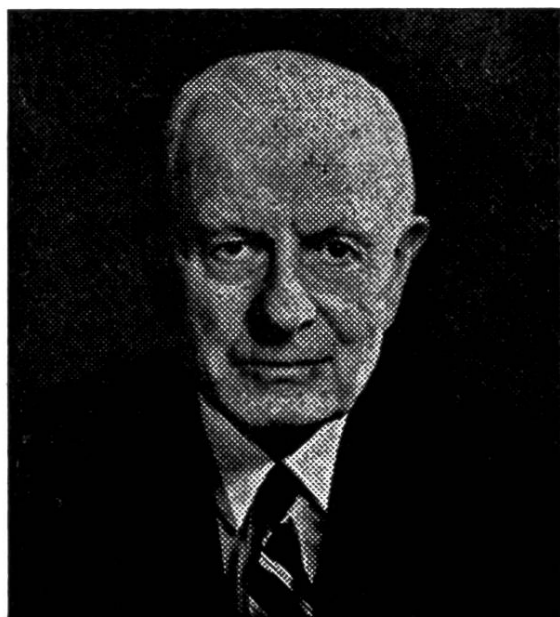
Heute sind Reminiszenzen daran hoffnungslos romantisch. Die Bildung ist institutionalisiert durch Ausgabeschalter für Berechtigungsscheine. Sch(t)ein auf Sch(t)ein setzt man das Mosaik der guten Taten zusammen und präsentiert schliesslich den Bezugsschein für die akademische Seligkeit. Wie bekommt man ihn am sichersten zusammen: jedes Semester zwei, besser drei Scheine. Das System der halbjährigen Schulzeugnisse, die feste Reglementierung, der der Abiturient gerade entronnen zu sein glaubt, sie wird hier — und nicht zuletzt von ihm selbst — wieder aufgebaut und greift in erschreckendem Masse um sich. Mancher Dozent nutzt diese Schwäche aus und schiebt der Studienfreiheit den einen oder anderen Sch(t)ein in den Weg. Scheine ausstellen zu dürfen hebt den Schein des Ansehens und verhindert, dass man übersehen wird. Ganze Institute sollen so schon entstanden sein. Jedes hält sich für den Angelpunkt der Wissenschaft und sucht diesen Schein zu wahren.

«Sorgen Sie dafür, dass dieses Berechtigungswesen abgebaut wird!» Prof. H... ruft den Studenten zur Verteidigung seiner

**«Was gut gepflanzt ist,
wird nicht ausgerissen»**

Laotse

Präsident Thomas J. Watson sen.'s IBM
INTERNATIONAL BUSINESS MACHINES
Prinzipien haben sich bewährt!



- Hervorragende Dienstleistungen für alle Benützer von IBM Produkten
- Steter Pioniergeist in allen Gebieten der Tätigkeit
- Sorge für das Wohlergehen aller IBM Mitarbeiter

In einem knappen halben Jahrhundert hat sich die IBM zum weltgrössten Produktions- und Verkaufsunternehmen der Büromaschinenbranche entwickelt, welches seine elektronischen Datenverarbeitungsanlagen und Lochkartenmaschinen dem Staat, der Industrie, dem Handel, den Banken und den Versicherungsgesellschaften zur Verfügung stellt.

Auch die schweizerische IBM – INTERNATIONAL BUSINESS MACHINES (Extension Suisse) – nimmt in unserem Lande eine führende Stellung ein. Die stete Ausweitung ihres Geschäftsbereiches durch zunehmende Mechanisierung und Automation in der Wirtschaft bietet jungen, strebsamen und einsatzfreudigen Akademikern, vor allem

Betriebswirtschaftern und Betriebsingenieuren

eine gesicherte Zukunft. Nach sorgfältiger, ein- bis zweijähriger Ergänzung seiner Schulung, erweitert durch Ausbildungsmöglichkeiten im Ausland, übernimmt der IBM Organisationsfachmann seine mannigfaltige und verantwortungsvolle Tätigkeit, welche entsprechend den hohen Anforderungen überdurchschnittliche Verdienstmöglichkeiten bietet.

IBM

INTERNATIONAL BUSINESS MACHINES (Extension Suisse) ZÜRICH, BASEL, BERN, GENÈVE

Bildungsfreiheit auf. Zur Freiheit gehört auch, etwas einmal nicht zu tun. Ganz bestimmt aber muss es erlaubt sein, sein Wissen anders als auf eine «bescheinigte» Weise zu erlangen! In den wissenschaftlichen Promotionsordnungen steht nichts von Scheinen, und doch werden ständig neue Zusatzforderungen für die Zulassung zu den Prüfungen erfunden, gegen die man sich wehren muss.

Wo liegt die innere Berechtigung der Scheine? Etwa darin, dass sie meistens von Assistenten ausgegeben werden, die die Uebungen ihrer Meister übernommen haben? Oder in der Erleichterung der professoralen Buchführung über den Bildungsstand der Studenten? Oder gar in der Aufhebung der Verantwortung des Studenten für ein sinnvolles Studium?

Für den Studenten kann es noch andere Gründe geben für Schein-Bildung. «Was Du

schwarz auf weiss besitzt» muss Dir jede Behörde glauben. Und schliesslich wird man ja von lauter Professoren geprüft, die zunächst einmal suchen, ob auch genügend ihrer Scheine vorhanden sind. Und die Prüfungen möchte ja jeder einmal bestehen!

Hier, in einer Eindämmung und Abschaffung der Scheine kann ein wesentlicher Beitrag zur Hochschulreform geleistet werden. Man sollte zunächst einmal einen Schein-Stop proklamieren und dann unverzüglich an einen Abbau gehen. Es ist zuviel verlangt, wenn man von einem Studenten erwartet, dass er genau so reagiert wie Prof. H..., wenn er auf die Prüfungsordnung zum Staats-examen hingewiesen wird: «Ich weigere mich immer, das zu lesen.» Aber man kann erwarten, dass er nicht darum herum geht um den Sch(t)ein des Anstosses. Und der Unterschied zwischen Schein und Stein scheint klein zu sein. Ko

Architektonisches

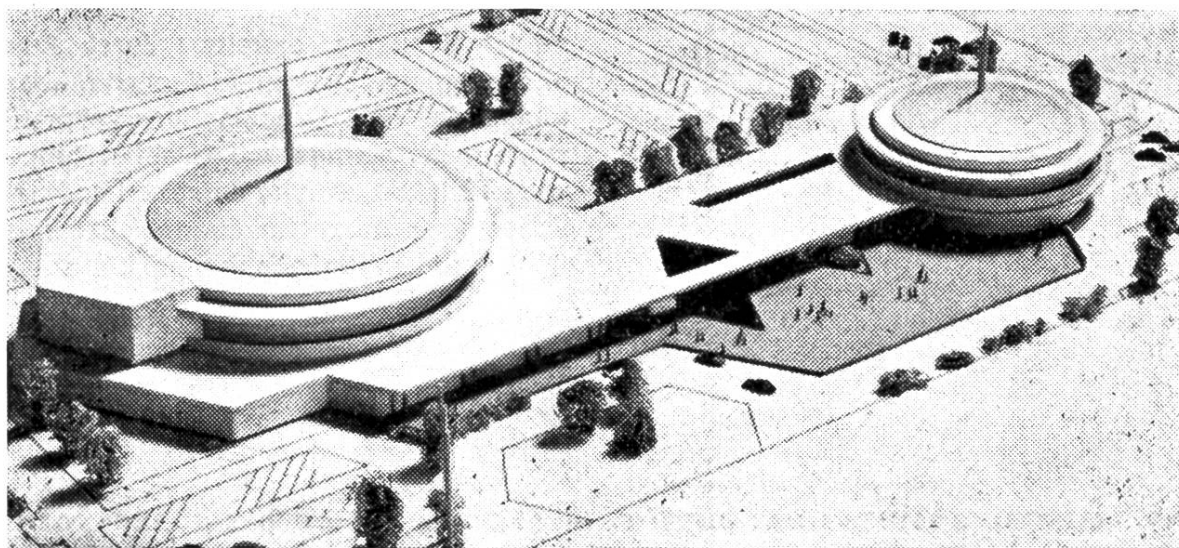
Vor wenigen Jahren studierte Franco Ghezzi an der Abteilung für Architektur. Nach abgeschlossenem Schlussdiplom begab er sich über den grossen Teich, wo er heute als Architekt tätig ist.

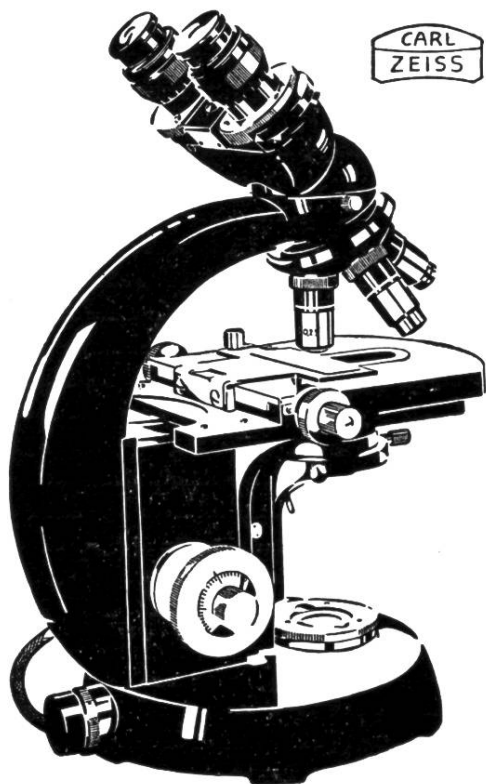
Es freut uns, wie junge Absolventen der ETH im Auslande sich behaupten können. Das abgebildete Modell stellt eine grosse Stadthalle dar, ein 3,7-Millionen-Dollar-Projekt,

welches den Stimmbürgern von Bakerfield (Kalifornien) zur Abstimmung vorgelegt wurde.

Der von Ghezzi entworfene Bau für Theater, Ausstellungen, Konzerte usw. wurde von der Bevölkerung mit grossem Mehr angenommen und der Kredit gewährt.

Wir freuen uns, dass auch weiterhin die Ideen der bei uns ausgebildeten Architekten im Ausland grossen Anklang und gerne Aufnahme finden.





ZEISS

Standard-Mikroskop

Das Ergebnis einer 100jährigen Tradition

- Lichtstarke Einbaubeleuchtung
- Koaxiale Triebknöpfe für Grob- und Feineinstellung
- Grosser Kreutztisch mit koaxialen Bedienungsknöpfen (beidseitig)
- Vollkommener Präparatschutz durch gefederte Fassung der Objektive
- Vergrößerungswechsler f. d. Okulare
- Neue Achromate und Neofluare

Vertretung für die Schweiz:

GANZ *Optar* **AG**
ZÜRICH

Bahnhofstr. 40 Tel. (051) 25 16 75

ALUFLEX METALLSKI

**Maximale Fahreigenschaften
Minimaler Preis**

Der **neue ALUFLEX**, entwickelt aus den Erfahrungen im Flugzeugbau, hat sich bewährt.

Begeisterte Zuschriften, keine Reklamationen.

SUPER: Fr. 298.— LEGER (für leichte Damen): Fr. 270.—

Volle Garantie für jeden Fabrikationsfehler. Prompter Service

Sportversand Hürlimann & Co., Wädenswil

Tel. (051) 95 66 45

Stipendien im Kanton Zürich

Der Kantonsrat des Kantons Zürich hat im Oktober des vergangenen Jahres einer ausserordentlich fortschrittlichen und weitsichtigen Vorlage zugestimmt, der neuen «Verordnung über die Ausrichtung von Studienbeiträgen an Schüler und Studierende höherer Lehranstalten».

Während in manchen Ländern Europas und in Uebersee eine grosszügige Förderung des wissenschaftlichen und technischen Nachwuchses seit Jahren zur Selbstverständlichkeit geworden ist, hinkt gerade unsere reiche Schweiz auf diesem Gebiet bedenklichst hintennach. Wohl sind überall — bei den Studentenschaften, bei verschiedensten Gesellschaften, bei der Erziehungsdirektoren-Konferenz usw. — Bestrebungen zur Abhilfe und zu tatkräftigem Vorgehen im Gange, allein, gediehen und zur praktischen Reife gebracht wurde noch nichts. Und doch verlangt die fortschreitende Technisierung und Industrialisierung mehr denn je die Erfassung aller Begabten, aller jener, die fähig und willens sind, sich in den Dienst unseres Landes und seiner Interessen zu stellen.

Um so erfreulicher ist es demnach, dass unser Kanton jetzt einen so energischen, grosszügigen und beispielhaften Schritt getan hat, der andernorts nur zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Wenn im Sommersemester 1959 an der Universität Zürich von 2814 Immatrikulierten nur 115 (oder 4,08 %) Stipendiaten waren und an der Eidgenössischen Technischen Hochschule von 3600 Schülern 193 (5,28 %), so bieten diese Zahlen ein klares Bild unserer Verhältnisse. Entweder schämt man sich, um Stipendien zu bitten, oder aber man sieht in ihnen nur einen Tropfen auf den heissen Stein der ungeheuren Studien- und Lebenshaltungskosten. Während der erste Grund alles andere als stichhaltig war und es nie sein kann — Stipendien sind doch in ihrem Wesen alles andere als Beweise für Armut und Bedürftigkeit —, so wird dem zweiten Grunde nun durch die

neue Verordnung jegliche Berechtigung entzogen. Und es ist sicherlich angezeigt, in kurzen Zügen darzutun, was die Verordnung vor allem für uns Hochschüler an neuen Möglichkeiten und Mitteln mit sich bringt.

Sie unterscheidet grundlegend zwischen ordentlichen und ausserordentlichen Studienbeiträgen. «Die ordentlichen Studienbeiträge sind vor allem dazu bestimmt, die durch den Besuch einer höhern Lehranstalt bedingten besonderen Kosten ganz oder teilweise zu decken» und «die ausserordentlichen dienen der ganzen oder teilweisen Deckung der Kosten der Lebenshaltung». Hierin liegt die wesentliche Besserung und Neuerung im Vergleich zur alten Ordnung. Während dort, und das ist noch vielerorts so, nur die Studienkosten getragen werden, können nun im Kanton Zürich bedeutende Gelder auch für die Lebenskosten freigemacht werden. Ordentliche Beiträge können bis zu Fr. 1000.— im Semester betragen, ausserordentliche bis zu Fr. 4000.— im Jahr. Hierzu kommt noch die sehr zu begrüßende Regelung, dass an Studierende einer Hochschule Beiträge «an die Druckkosten sehr guter oder Dissertationen mit hohen Druckkosten» ausgerichtet werden können. Primäre Voraussetzungen zur Erlangung von Stipendien sind Besitz des Schweizer Bürgerrechts und Wohnsitz im Kanton Zürich; für Kantonsbürger jedoch, die auswärtigen Wohnsitz haben, können ebenfalls Beiträge ausgerichtet werden. Daneben tritt, insbesondere auch für Erlangung ausserordentlicher Beiträge, der Nachweis über Leistungen in Uebungen und Seminarien, «die ein erfolgreiches Studium gewährleisten».

Eine gewichtige Rolle im Verfahren zur Erlangung der Stipendien spielt der «Berater der Stipendiaten», ein vom Erziehungsrat bezeichneter Dozent an den Hochschulen (an der Universität gegenwärtig Herr Prof. Dr. C. Helbling). Diese Berater stehen jederzeit zur Auskunft und näheren Erklärung bereit, sie sind es auch, an die gemäss den Terminen in den Vorlesungsverzeichnissen die Bewerbungen um Stipendien zu richten sind. Es ist nur zu hoffen, dass die neue Verordnung über das Stipendienwesen im Kanton Zürich tatsächlich ihre grosse Aufgabe erfüllen kann, und dass durch sie recht viele den Weg an die Mittelschule und später an die Hochschule finden mögen. N.

Nichts als Vorteile

Spezialisierung verbilligt: Konkurrenzlos tiefe Preise für tadellos aussehende Arbeiten.

Spezialisierung erhöht die Qualität: Erstklassige Arbeitskräfte sind auf Dissertationen eingespielt und liefern deshalb überdurchschnittliche Arbeit.

Spezialisierung verkürzt die Lieferfristen: Ein mittlerer Betrieb, der keine Zeitungen und Zeitschriften, sondern nur Dissertationen herstellt, kann weitgehend auf Ihre Terminwünsche Rücksicht nehmen.

Keine Mühe mit den Korrekturen: Soweit es irgendwie geht, werden die Korrekturarbeiten von der Druckerei übernommen. Sie erhalten nur einmal tadellos korrigierte Korrekturabzüge, müssen also nicht mehrfach Korrekturen lesen.

Auch schlechtgeschriebene, schlechtdargestellte oder sonstwie normalerweise nicht druckfertige Manuskripte können dank der Spezialisierung auf Dissertationen und grosser Erfahrung von uns in den meisten Fällen ohne weiteres übernommen werden. Es ist deshalb nicht notwendig, dass Sie Ihr Manuskript vor der Drucklegung nochmals abschreiben oder formell überarbeiten. Kürzungen sind meistens äusserst zeitraubend und zu unseren billigen Preisen für Sie deshalb sehr unrentabel.

Clichés zu billigsten Preisen: Sparen Sie also nicht mit Abbildungen.

Verlag P. G. Keller Winterthur

Büro in Zürich-Witikon: Im Brächli 15

Tel. 34 96 66

Aus Oerlikon . . .

Liebes Bethli,

wie geht es Dir? Mir geht es gut. Du weisst doch noch der lange Eugen vom Polyball? Also mit dem war ich letzte Woche am Sechs-Tage-Rennen. Du möchtest sicher gerne wissen wie es war. Ich durfte natürlich nicht allein mit ihm gehen, und mein Bruder findet velofahren blöd. Aber dann habe ich ihm ein Stella Filter versprochen und einmal die Hosen gebügelt und dann ist er doch mitgekommen.

Wir haben nur die billigsten Plätze genommen und mussten an drei Eingängen probieren, bis wir in einen hineinpassten. Nach etwa zwanzig Minuten hatten wir unsere Plätze gefunden, und der lange Eugen hatte Durst und kaufte eine Flasche Bier.

Das Rennen lief schon seit vier Tagen und war sehr spannend. Ungefähr zwanzig farbige Männer fuhren immer im Kreis herum. Die einen sehr schnell und geduckt wie Katzen, und die anderen sehr langsam und ganz am Rande der Bahn, bis einer der Schnellen kam, sie irgendwo packte und ihnen einen Stoss gab, dass sie mitten unter die Katzen flogen, und dann mussten sie wieder eine Zeitlang schnell fahren. Zwischendurch schellte irgendwo eine Glocke, hingen rote und grüne Lichter an einer Wand, wechselten ständig Zahlen an einem beleuchteten Zähler, suchte irgend jemand irgend etwas durch den Lautsprecher, drehten auch die Zeiger einer grossen weissen Uhr ihre Runden, wurde geklatscht, gepfiffen, gebrüllt, «Bier», «heissi Würschtli», «Cigar — Cigarettes», und die Musik spielte «s esch ja nur es chlises Träumli gsi». Da wurde auch ich gepackt, und ich rief: «Hopp Kübler, hopp!» Aber der lange Eugen sagte, ich solle doch ruhig sein, der Kübler fahre nicht mehr mit. Und ich habe doch gemeint, der Coppi sei gestorben.

Dann gingen wir ins Innere des Ovals, wo eine grosse Wirtschaft war. Der lange Eugen trank einen Pernod und ich ein Vermouth pure. Mein Bruder war schon lange eingeschlafen, und als wir wieder an unseren

Platz kamen, war er plötzlich verschwunden. So tranken wir halt noch einen. Um 2 Uhr war Neutralisation. Die Fahrer zogen lange Hosen und lange Aermel an. Der lange Eugen trank noch eine Flasche Bier, und wir sagten lange nichts mehr. Es waren viele hübsche Frauen da, die sich für den Sport interessierten, besonders nach Mitternacht. Einige warfen den Fahrern eine Blume oder einen Teddybären an. Die Fahrer hielten ein Bein auf der Lenkstange und lasen Zeitung oder plauderten gemütlich miteinander. Es gehören immer zwei zusammen. Einer von beiden konnte hie und da eine halbe Stunde schlafen gehen. Zu diesem Zwecke waren in der einen Kurve winzige Kabinchen, die mich an eine Puppenstube erinnerten. Die Fahrer wurden auch darnach gepflegt, gefüttert und dann schlafen gelegt. Und die Musik spielte wieder: «s esch ja nur es chlises Träumli gsi».

Dann gingen wir zurück ins Innere der Bahn, weil das Rennen wieder weiterging und man die Fahrer von der Tribüne aus fast nicht mehr sehen konnte vor lauter Rauch. Der Rauch machte wahnsinnig Durst, und so tranken wir wieder einen. Der lange Eugen drehte sich schon immer im Kreise, aber er sagte, er schaue nur den Rennfahrern nach. Andere wieder drehten genau in der umgekehrten Richtung. Als ich mein Glas ausgetrunken hatte, drehte sich bei mir auch alles, und mir schien, dass die Fahrer immer am selben Orte führen. Zwischendurch spielte die Musik wieder. Manchmal auch einen anderen.

Indessen war es fast 5 Uhr geworden. Niemand kümmerte sich mehr um die Rennfahrer, ausser ihre Pfleger. Man spürte ihre Anwesenheit nur durch ein fernes Dröhnen oder, wenn sie gerade in der Nähe waren, durch ein leises Summen, das tönte wie manchmal die Telegraphendrähte. Der lange Eugen hatte mir eingehängt weil es besser ging, und dann begleitete er mich noch an den Bahnhof, ich glaube mit einem Autobus. Im Bahnhofbuffet assen wir wieder eine Mehlsuppe wie nach dem Polyball. Dann fuhr mein Zug ab, und das Summen und Dröhnen wurde immer stärker. Als ich ausstieg, wollte ich dem langen Eugen noch etwas Wichtiges sagen, aber es war nur der Kondukteur, der mir am Arm die Tritte hinunterhalf.

Viele Grüsse Mäggie

trinken Ihren **Kenner
Kaffee**

stets im **Café
Marokko**

Rämistr. 31, Tel. 32 51 69, Zürich 1



Chronometrie
BEYER

BAHNHOFSTRASSE 31 * ZÜRICH

**Neuheiten
der internationalen Mode
finden Sie
für Damen und für Herren
im**



Zürich, Bahnhofstrasse 16, Tel. 23 65 45
(Studierende mit Legi erhalten 5% Rabatt)



6. Februar

Uniball

Vorverkauf ab heute

ERFREULICHES

Das Wort geht ins Auge

Hanns Dieter Hüsch hat mit seinem literarischen Kabarett «Arche Nova» Zürich mit der Uraufführung des neuen Abendprogrammes beehrt.

Der «Zürcher Student» hat in den letzten Jahren viel in den Kabaretts Zürichs herumgeschnüffelt und leider festgestellt, dass das eigentliche klassische Kabarett immer stärker im Aussterben begriffen ist und von revueartigem Kleinbühnengetändel abgelöst wird. Die Tendenz, immer mehr vom inhaltreichen Wort abzukommen und fehlenden Geist durch Kostüme und Requisiten zu ersetzen, hielt uns davon ab, Aufführungen von Kabarettbühnen zu besprechen.

Die «Arche Nova» zeigte uns aber in ihrem literarischen Carabe(t)sumée «Carmina Urana» ein Programm, welches mit höchster Formvollendung bewies, dass die Kleinbühne noch Wichtiges zu sagen hat. Hüsch ist ein Meister der Sprache. Sein geschliffenes Wort, gepaart mit geistreichem Humor, ergeben präzise Pointen, in welchen er seine Ideen formuliert. Es ist erstaunlich, wie die «Arche Nova» sich von Mal zu Mal in Ausführung und Sprache, vor allem aber in ihrer reinen, klaren, echten und wesentlichen Sprache weiterentwickelt und unbeirrbar ihren Weg nach vorn schreitet, den Weg des Friedens.

Hüsch hat das Bedürfnis, aufzudecken, zu wecken und zu warnen. Er ist ein moderner Mensch, der die Schwächen unserer Zeit und des Abendlandes ungeschminkt und real sieht und den Mitmenschen warnen will. Seine «Carmina Urana» zeigen dies deutlich. Eine ernste Linie zieht sich durch den ganzen Abend, welche immer wieder durch heitere Wortspiele und spritzige Parodien gelockert wird.

Was der Zuschauer von den Mainzern serviert bekommt, ist moderne Literatur, die heute im deutschen Sprachtum ihresgleichen sucht.

Wer sich einen geistvoll-vergnügten Abend leisten möchte, der gehe in den «Hirschen» und schaue sich die «Arche Nova» an. vW

KABARETT

Alle Freunde des wirklich guten Kabarett haben im Januar/Februar drei Abende besetzt. Sie sind dann im «Hirschen» und wohnen den Aufführungen der «Arche Nova» aus Mainz bei.

Hanns Dieter Hüsch kommt wieder mit seinem Ensemble nach Zürich und zeigt vom 8. bis 23. Januar 1960 sein vollkommen neues Abendprogramm: «Carmina Urana»; vom 24. bis 31. Januar geht die Nummernfolge «Männer machen Geschichte(n)» über die Bretter, und dann wird Hüsch während einer Woche (1. bis 8. Februar) seine Soloabende «Frieda auf Erden» geben.

Mit Hüsch kommt wieder die beinahe verlorengegangene klassische Form des literarischen Kabarett nach Zürich. Sein geradezu geniales Sprachgefühl und Formtalent prägt dem ganzen Abend einen freudig humorvollen Ernst auf, welcher durch seine eigene Musik treffend unterstrichen wird. Der Liebhaber geistreicher Wortspiele und pointierter Gedankensprünge kommt bei Hüsch voll auf seine Rechnung und trägt ein gefreutes Erlebnis nach Hause. vW

AKADEMISCHES

Von Erfolg gekrönt waren jetzt die Bemühungen der Studenten von Rio de Janeiro, Fahrpreismässigungen auf den öffentlichen Verkehrsmitteln der Stadt zu erlangen. Am 7. Dezember 1959 wurde dem Vorstand des nationalen Studentenverbandes (UNE) ein Vorschlag des Präsidenten der Republik überreicht, in dem den Studenten eine Ermässigung von 10 % der neuen Tarife der öffentlichen Verkehrsmittel angeboten wurde. Der Vorschlag wurde von den Studenten fast einstimmig angenommen, und die langandauernden Streikbewegungen fanden damit ein Ende.

Eine Runde voraus

ist der **Juris-Verlag**. Alle Dissertationen — ob Buchdruck, ob Fotodruck — werden im eigenen Betrieb gedruckt. Der Umweg über den auftragsvermittelnden Verleger fällt weg. Die Lieferzeiten sind **kurz**, die Termine werden **pünktlich** eingehalten, die Preise sind **sehr günstig**. Papier, Farbe, überhaupt alle Hilfsstoffe, werden ausschliesslich in der **Schweiz** eingekauft. Die Arbeitslöhne kommen der **schweizerischen** Wirtschaft zugut.

Sie **sehen** den Betrieb, in welchem Ihre Arbeit gedruckt wird. Besondere Schwierigkeiten können Sie mit dem Setzer **direkt** besprechen. Sie können sogar diktieren. Dass alle Abzüge von uns korrigiert werden, ist selbstverständlich.

Gerne erwarten wir Ihren Besuch in unserem zentral gelegenen Büro, zwei Minuten vom Paradeplatz.

Dr. H. Christen
Juris-Verlag

Zürich 1, Basteiplatz 5 /
Talstr., Tel. (051) 27 77 27

Wer zeichnet — kennt Racher

Im Herzen der Altstadt, mitten in
Zürichs Künstlerquartier, an der
Marktgasse 12 (beim Rathaus),
finden Sie die grösste Auswahl an
Zeichen- und Malmaterial

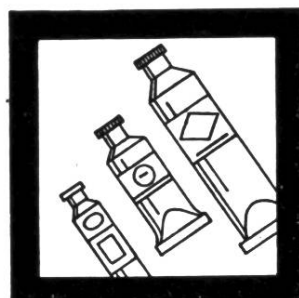
Reissbretter
Winkel
Reisschienen
Zeichenpapiere



Reisszeuge
Rechenschieber
Zeichen-
Maschinen
Schablonen



Farben, Papiere
und Pinsel
für alle
Mal-Techniken



& CO. AG. MARKTGASSE 12
ZÜRICH 1 TEL. (051) 24 66 55

UNIBALL

Fragen über Fragen

Warum fliegen Hummeln, obgleich manche
Aerodynamiker in der Lage zu sein glauben
beweisen zu können, dass dies dem Tier-
chen unmöglich ist?

Warum herrscht in der Stadt immer noch
Verkehr, obgleich es in Anbetracht der be-
stehenden Probleme und dem tatsächlich
Geschaffenen total unmöglich ist, dass auch
nur ein Auto etwas rollen kann?

Wieso zahlen die Studenten so getreulich
ihren VSS-Beitrag, obgleich es ihnen doch
total schnuppe ist, was auf «höchster»
Ebene vor sich geht (und dies nicht einmal
zu Unrecht)?

Fragen über Fragen!

Keine Frage ist es aber, wie Du Dir Deinen
Uniball finanzierst. Melde Dich heute noch
an zum Dekorieren.

Malen — wir wollen nicht aufzählen, was
es alles für interessante Arbeiten gibt für
ein Freibillett. Wer Bargeld nötig hat,
komme als Schwerarbeiter.

Also: anmelden! — Also: anmelden! —
Also: anmelden! — Also: anmelden!

Aufgeschnappt

Ich möchte vorausschicken, dass ich viel zu
wenig Phantasie hätte, um folgendes zu er-
finden. Es ist also wirklich passiert, was ich
letzthin in den heiligen Hallen unserer freien
Universität Zürich hörte. Es sprach ein
Studiosus zu seinem Kommilitonen: «Ich
gebe mich prinzipiell nicht dazu her, für
geschwänzte Stunden meine Notizen an an-
dere auszuleihen.» Darauf suchte ihm der
Kommilitone begreiflich zu machen, dass er
diese Stunde gar nicht «geschwänzt» habe,
sondern...

Ich konnte nicht mehr weiter zuhören und
rannte davon. Ich befand mich wirklich an
einer Universität!

kn-

BÜCHER

Erschienen im modernen Buchklub: Franz Kafka, Erzählungen und Skizzen, 159 Seiten. Die vorliegende Ausgabe einer Auswahl von Kafkas Schriften gibt uns in geschmackvollem Rahmen einen guten Aufschluss über das Schaffen des Dichters. Es wird damit versucht, uns die Haltung dieses, in seiner ganzen Angst grundehrlichen, mutigen Menschen nahezubringen, eines Menschen, dessen Not nicht an seine Zeit gebunden ist, sondern jeden von uns aufrütteln muss. Ihm war es wie wenigen gegeben, sein Denken in eine Form zu bringen, die uns mit ihrem Gehalt überzeugt. In der Kürze liegt die Würze. Er beweist es. F.

Unser nächstes Heft bringt

Betrachtungen

zur
modernen
Literatur

Redaktion: Klaus Neff, Leonardo Fasciati (Uni); Hans v. Werra, Franz Knoll (Poly); Hans-Jörg Bischof (Quästor).

Druck und Versand: Müller, Werder & Co. AG, Wolfbachstrasse 19, Zürich 32, Telefon 32 35 27.

Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37, Zürich 1, Telefon (051) 23 83 83.

Preis der Einzelnummer Fr. —.75, Jahresabonnement Fr. 5.50.

Zuschriften sind an die Redaktion, Dr. Faustgasse 9, Zürich 6, zu richten. (34 36 82)

Redaktionsschluss für Nr. 8: 31. Januar 1960

Lichtpausen Plandruck Photodruck Dissertationen

Ed. Truninger

Uraniastrasse 9

Zürich 1

Tel. 051/23 16 40

Ein

Kugel- schreiber

... anders als
alle andern!

Anders in
Konstruktion
Schrift und
Lebensdauer!

CARAN

D'ACHE



Liegt
angenehm
in der Hand

16 Mikron
versilbert
Fr. 8.75

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21 Zürich 1
Tel. 34 50 77

WEISS & SCHWARZ



Ecke Tannen-
Clausiusstrasse 2

Das Fachgeschäft
für

**Zeichen- und
Schreibutensilien**

**Prompte
Besorgung von
Füllhalter-
Reparaturen**

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten
Haarschneiden
Ermässigung
ausgenommen am Samstag



Was ist das? - Die RIVELLA-Probe?

Trinken Sie an einem heissen
Tag soviel RIVELLA, als Sie
nur mögen und trinken Sie an
einem anderen Tag das
gleiche Quantum von einem
anderen Getränk.

TABAK
Schrämli
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly



RIVELLA

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit
unserer Studentenkarte.

(Keine Vorauszahlung, keine
Verpflichtung). Menus ab
Fr. 2.30, Teller ab Fr. 1.90

**aschinger**

Alkoholfreies Restaurant/Konditorei-Tea-
Room / Hotel «Biber» am Hirschenplatz,
in nächster Nähe der Uni.

BUCHBINDEREI

Emil Stamm

ZÜRICH 6

Clausiusstr. 4

Tel. (051) 47 34 49

SÄMTLICHE
BUCHBINDERARBEITEN
PLASTIKHEFTUNG
zum Selbstauswechseln



TEA-ROOM
JAVA
OETENBACH 24 b/RENNWEG

*Die Atmosphäre
für den
Studenten*

*Für Ihre Sicherheit
eine «Zürich»-Police!*

«ZÜRICH»
Versicherungs-Gesellschaft

Wir drucken

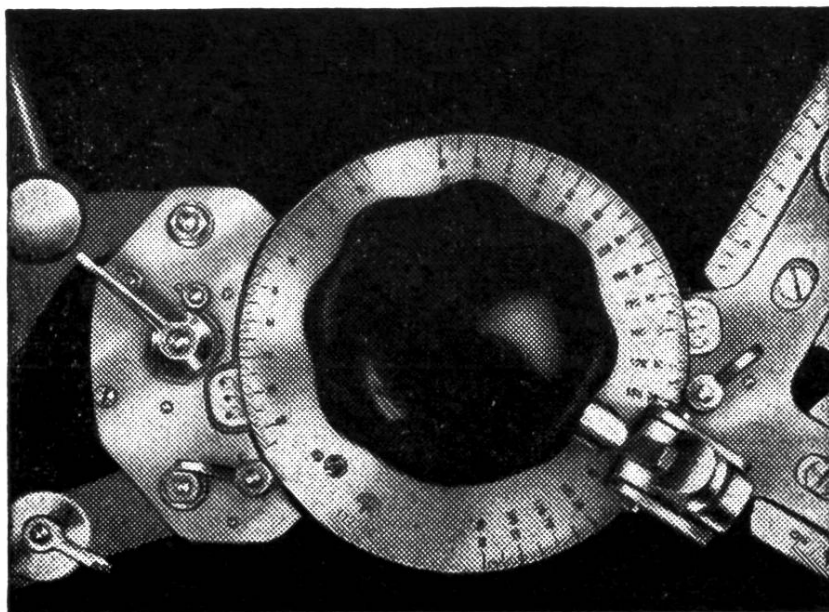
Dissertationen und

Autographien in IBM

L. Speich, Zürich

Brandschenkestrasse 47

Tel. 051 / 27 08 50



Kuhlmann- Zeichenanlagen

haben sich dank
ihrer Überlegen-
heit in Konstruk-
tion u. Präzision
seit 40 Jahren
bewährt.

Kuhlmann-Zeichenkopf mit Basisverstellung

Nur der **Kuhlmann-Zeichenkopf** ermöglicht:

- jeden Winkel im Vollkreis ohne Umrechnung und im Bereich der rechten Hand zu zeichnen;
- dank der Basisverstellung mit Rastung von 15° zu 15° ohne Suchen die Null-Lage wiederzufinden.



Prospekte und Beratung durch

Gebrüder Scholl AG, Zürich

Poststrasse 3/Paradeplatz, Telefon 23 76 80

Vor und nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

CAFE **"Studio"**

Zürich beim Pfauen

Bei Kauf oder Reparaturen
von

Uhren, Bijouterien

wendet man sich am besten
an das

Uhren- u. Bijouteriegeschäft

Weinbergstr. 1, b. Central
Studenten 10—15 % Rabatt

RENTSCH & CO.

Abwechslungsreich und gesund
bei bescheidenen Preisen,
ohne Trinkgeld,
essen Sie in unseren **alkoholfreien Restaurants**



Unibar	beim Grossmünster
Karl der Grosse	beim Stadelhofer Bahnhof
Olivenbaum	Zähringerstrasse 43
Rütli	Limmatquai 92
Zur Limmat	am Hottingerplatz
Frohsinn	
Hotels	Seidenhof Zürichberg Rigiblick

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

HERMES

Müheless, schnell und gestochen
schön tippen Sie auf HERMES.
Als Schweizer Präzisionsfabrikat
sind HERMES-Schreibmaschinen
berühmt für optimalen
Schreibkomfort und langjährigen
Strapaziergebrauch.

**Alle HERMES-Modelle erhalten
Sie auf Wunsch auch in Miete/Miete-
Kauf oder Teilzahlung.**

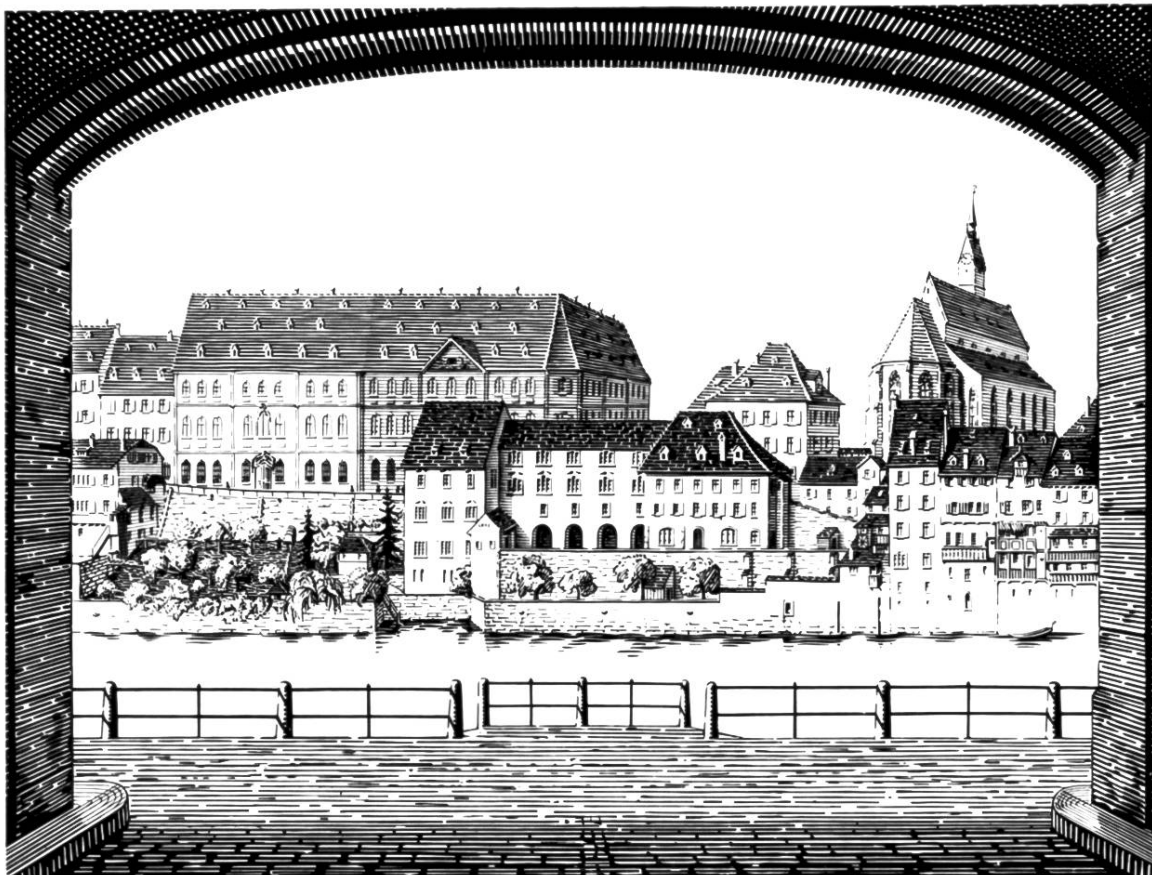


ab Fr. 255.-

Baggenstos

Haus Du Pont, Zürich 1, Laden: Uraniast. 7 b.d. Urania

Die Universität Basel



eine der ältesten Hochschulen Europas, feiert dieses Jahr ihr 500-jähriges Jubiläum. Schon bald nach ihrer Gründung entwickelte sie sich zu einem Zentrum europäischen Gelehrtentums, dessen Ausstrahlungen das kulturelle Leben bereicherten und die Weltverbundenheit förderten.

Die in der Neuzeit an der Universität gepflegte naturwissenschaftliche Forschung schuf günstige Voraussetzungen für die Ansiedlung und Entwicklung der chemischen Industrie, in deren Bereich ohne intensive und weit ausgebaute Forschung kein Fortschritt möglich ist. Aus der Grundlagen-

Bildmitte: Das in der Gründungszeit bezogene alte Universitätsgebäude am Rhein (nach einer Zeichnung von H. Meyer, 1859, Basler Staatsarchiv)

Forschung schöpft die angewandte Wissenschaft in der Industrie die Anregungen, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe im Dienste der Allgemeinheit bedarf.

Angesichts der fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Hochschul-Instituten und chemischer Industrie, an der die Forschungsabteilungen von SANDOZ mitbeteiligt sind, gedenken wir in Dankbarkeit der Eröffnung der Universität Basel vor 500 Jahren.

SANDOZ ^A/_G